

bsz

bärner studizytig

AZB CH-3012 Bern

bärner studizytig #12 mai 2018

- **Wirtschaften nach Bedürfnissen**
- **Die Schlaraffen der Tafelrunde**
- **Damit Stimmen nicht verstummen**
- **Lust und Hiebe**
- **Im Gespräch mit Daniel Ryser**
- **SUB-Seiten: Einwegbecher im Gegenwind**



MASTER PMP MASTER OF ARTS
IN PUBLIC MANAGEMENT AND POLICY

- Ein Studium - so spannend wie vielfältig
- Beste Job-Aussichten in der öffentlichen Verwaltung, in gemeinnützigen Organisationen, im Journalismus, in Forschung und Lehre u.v.a.m.
- Dein Rüstzeug für Kaderstellen im öffentlichen Sektor
- Interdisziplinär, akademisch und praxisorientiert
- Austauschsemester an den Partneruniversitäten Lausanne und Lugano sowie an ausländischen Top-Universitäten möglich

Alle Informationen unter:

www.pmp.unibe.ch oder 031 631 55 24 oder pmp@kpm.unibe.ch

Anmeldung via ZIB bis 31. August 2018 (für Bärner Studis gebührenfrei)

kpm kompetenzzentrum
für public management
universität bern

tanz

TANZPLATT- FORM BERN

Internationales Tanzfestival
für Nachwuchschoreografen
und Verleihung der Berner
Tanzpreise

13.-16 Juni 2018, Vidmar 1

**FÜR 15,- CHF MIT DER JOKER
CARD INS THEATER***



**KONZERT
THEATER
BERN**

*Mehr Infos zur Joker Card
unter www.konzerttheaterbern.ch

Editorial

#12

Wir wollen diese Ausgabe mit einem Zitat von Oscar Wilde, das er den Überlieferungen zufolge 1823 im zarten Alter von 5 Jahren im Gespräch mit dem Dalai Lama geäußert haben soll, beginnen: «Erst wenn das letzte Interview abgetippt, die letzten Quotes platziert und das letzte Editorial abgedruckt ist, werdet ihr merken, dass man Zeitungspapier nicht essen kann.» Dennoch haben wir uns erneut der brotlosen Tätigkeit des Journalismus gewidmet, um fünfundzwanzig Seiten mit «zweifelhaften geistigen Ergüssen von ein paar Redaktionsmitgliedern» (ein ehemaliger Leser) zu füllen. Was dabei herausgekommen ist, seht ihr, liebe Druckerschwärzekenstinentinnen und -konsumenten, wenn ihr umblättert (dran bleiben, Gewinnspiel am Ende). Vergesst also die Tiefkühlpizza im Ofen, setzt euch auf das Schaukelpferd eures Vertrauens und tretet ein. In eine Welt, in der Haushalte gemeinsam wirtschaften, Universitätsprofessoren (sic!) in der Berner Altstadt geheimniskrämerischen Ritualen beiwohnen, verfolgte AutorInnen in europäischen Städten zu neuer Freiheit finden, während sich Latexbegeisterte dieser freiwillig berauben lassen und der Shootingstar des Undergroundjournalismus Reisetipps in den mittleren Osten gibt.

Tl;dr

Auch nach einem Dutzend Ausgaben bleiben wir unserer Linie – keine zu haben, ausser neben der platinfarbenen Visakarte – treu. Enjoy.

Eure Redaktion
redaktion@studizytig.ch
www.studizytig.ch

gschnögget 4

– Wirtschaften nach
Bedürfnissen

inägspienzlet 9

– Die Schlaraffen
der Tafelrunde

gränzelos 13

– Damit Stimmen
nicht verstummen

über ds chnöi gleit 16

– Lust und Hiebe

plöderlet 22

... mit Daniel Ryser

wärweisetä 28

grümschelichschtä 29

sub-seiten 30

– «Ein Stipendium kann
die SUB nicht ersetzen»
– Gemeinsam
gegen Rassismus
– Einwegbecher im Gegenwind
– Vom Hörsaal auf die Strasse

Wirtschaften nach Bedürfnissen

Dank gemeinsamer Ökonomie besser verteilte Arbeit und mehr Freizeit für alle: Wer träumt nicht davon?

«Plötzlich ist ein Kind auf dem Weg und wenig später findest du dich in einem Einfamilienhüsli wieder.» Jannik beobachtete das Reinschlittern in das bürgerlich traditionelle Lebensmodell oft genug in seinem Umfeld. Das sei auch kein Wunder, dieser Weg werde uns zur Genüge als die zu erstrebende Lebensform vorgehalten: Film, Werbung, ja sogar die Bäbi-stube sei auf das Modell der Kleinfamilie ausgerichtet. Um sicher zu gehen, dass er nicht auch aus Versehen in diesen Lebensentwurf hineingedrängt wird, hat Jannik vor sechs Jahren mit Freundinnen und Freunden den Plan für ein alternatives Lebensprinzip gefasst – ein Wohnkollektiv mit gemeinsamer Ökonomie.

Alle zwei bis drei Wochen finden sich die Mitbewohnenden des Schloss Hubelguts in Bolligen zu einer Plenumsitzung ein, acht Erwachsene, drei kleine Kinder. Manchmal dauere die Besprechung zehn Minuten, manchmal zwei Stunden. Fixes Traktandum: Finanzen. In einem ersten Teil wird der momentane Kontostand vorgestellt und Ausgaben über 400 Franken angemeldet. Bedürfnisse sind nicht verhandelbar, lautet die goldene Regel. «Ich kann den Konsum von Nestléprodukten kritisieren und vorschlagen, nur noch

Bio einzukaufen. Aber ich kann niemandem das Bedürfnis nach Ferien oder neuen Schuhen absprechen», erklärt Jannik. Er vertraut darauf, dass alle selber entscheiden können, was sie wirklich brauchen. Diese Bedürfnisse sollen abgedeckt werden. «Natürlich kauft man sich nicht mehr jeden Unsinn.» Da alle Mitglieder gemeinsam in der Verantwortung stehen, würden die eigenen Bedürfnisse gut reflektiert. Bald entwickle man ein Gefühl dafür, was tatsächlich ein reales Bedürfnis sei und was nur gekauft würde, weil gerade noch ein bisschen Geld auf dem Konto übrig sei.

Manchmal müssen Bedürfnisse etwas warten, wenn der Kontostand gerade knapp ist. Wie zum Beispiel im letzten Herbst der gewünschte Gleitschirm von Philippe. Weil in dieser Zeit Steuern und neue GAS bezahlt werden mussten, lagen grössere Anschaffungen nicht im Budget. In dieser Zeit hätten aber alle stark mitgeholfen und nun sei die Krise überwunden. Der Kauf des Gleitschirmes sollte noch die- sen Frühling klappen.

In der WG Hubelgut gelangen alle Einkommen der einzelnen WG-Mitbewohnenden auf ein einziges Konto, so unterschiedlich sie auch sind. Von die-

sem Konto werden sämtliche Ausgaben der einzelnen Personen bezahlt: Einkäufe, Steuern, Krankenkasse, Ferien, Aktivitäten und pro Monat hundert Franken für jedes Kind auf ein separates Konto – falls es zum Beispiel einmal ein aufwendigeres Hobby betreiben möchte.

Im zweiten Teil der Finanzsitzung gibt es Zeit für eine Befindlichkeitsrunde. Hier können Ängste besprochen, Ärgernissen Luft gemacht und Freudenmomente mitgeteilt werden. Dieses Gefäss sei enorm wichtig, davon ist Jannik überzeugt. «Gerade zu Beginn des Projekts war es sehr wertvoll, die eigenen Unsicherheiten und Bedenken mit den anderen teilen zu können.»

Abgesehen vom fixen Traktandum im WG-Plenum ist bei Jannik das Thema Geld in letzter Zeit massiv in den Hintergrund gerückt. Da das Finanzämthli in der WG Hubelgut alle drei Monate zur nächsten Person rotiert, musste Jannik seit eineinhalb Jahren keine Rechnungen mehr erledigen. «Das empfinde ich als sehr befreiend», meint er lächelnd.

Momentan steht es gut um den Kontostand der Hubelgut-WG. Die Bedürfnisse aller WG-Mitbewohnenden können abgedeckt werden, es reicht auch



Das Schloss Hubelgut in Bolligen wird von acht Erwachsenen und drei kleinen Kindern bewohnt. Die Wohngemeinschaft betreibt seit eineinhalb Jahren gemeinsame Ökonomie.

ab und zu für ein Auswärts-Znacht im Restaurant. «Obwohl wir uns faktisch unter der Armutsgrenze befinden, leben wir sehr reich», meint Jannik. «Durch die Zusammenarbeit und die genutzten Synergien dieses Lebensentwurfs scheint schlussendlich mehr für alle da zu sein.»

Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen

Neben einem konventionellen Ämtiplan organisiert sich die WG Hubelgut durch kleinere Arbeitsgruppen, welche sich um Garten, Einkäufe oder Handwerkliches kümmern. Jedes erwachsene Wohnmitglied sollte zudem einmal in der Woche für alle kochen. Zurzeit wird die Realisierung eines Wochenplans diskutiert, der regeln würde, dass jeweils pro Tag zwei Personen zu Hause sind, um die Kinder zu betreuen und Hausarbeit zu erledigen. «Das Konzept der Kleinfamilie verhält für mich schon aus dem Grund nicht, dass es zu anstrengend ist», meint Jannik. Es sei enorm kräftezehrend, wenn Hausarbeit, Lohnarbeit und Kinderbetreuung auf lediglich zwei Menschen abgewälzt würden, wie es im bürgerlichen Familienmodell der Fall sei. Werden die Aufgaben

in einem Kollektiv organisiert, bleibe am Ende des Tages mehr Zeit für andere Beschäftigungen, erzählt Jannik. Das Modell der gemeinsamen Ökonomie biete eine Chance, verschiedene Arbeiten umzuwerten. «Im kapitalistischen System erhält dein Leben erst einen Wert, wenn du deine Arbeitskraft verkaufst.» Dabei seien für eine funktionierende Gesellschaft neben der Lohnarbeit andere Arbeitsformen wie etwa Care-Arbeit, Hausarbeit, politische und künstlerische Arbeit genauso wichtig, jedoch seien diese im kapitalistischen System nicht existenzsichernd. Die gemeinsame Ökonomie befreit einen zwar nicht von den monetären Zwängen des Systems, aber diese können auf eine Gruppe von Menschen verteilt werden. Somit stehe die einzelne Person nicht mehr alleine mit ihren Existenzängsten da, Lohnarbeit sowie alle anderen Formen der Arbeit können auf das Kollektiv aufgeteilt werden. Gleichzeitig wird eine Abhängigkeit vom Sozialstaat verhindert, KiTa und Sozialhilfe können durch die Unterstützung des Kollektivs ersetzt werden.

Sarah etwa studiert Theologie und wurde vor einem Jahr Mutter. Sie ist die einzige aus der WG, die zurzeit kein Einkommen hat. Früher hielt sie sich mit

Sei es in Familien, Klöstern oder Wohngemeinschaften – nur selten leisten alle genau denselben finanziellen Beitrag für die Gemeinschaft und erhalten den gleichen Beitrag aus dem gemeinsamen Topf zurück.

mühsamen und gering entlohnnten Nebenjobs über Wasser, heute kann sie auf die finanzielle Absicherung durch das Kollektiv vertrauen.

«Ein Stück richtigeres Leben im falschen»

«Kapitalismus ist doof» war Janniks anfängliche Überzeugung, die ihn zur Hinwendung zu einer alternativen Lebensform bewegte. Im Konzept der gemeinsamen Ökonomie sieht er zwar kein grundsätzlich revolutionäres Potenzial: «Die gemeinsame Ökonomie ändert meine Lebensrealität, nicht aber die Gesellschaft.» Jedoch erleichtere sie gewisse Formen von politischen Kämpfen, zum Beispiel den gewerkschaftlichen: «Ich kann kündigen, ohne dass mir meine gesamte Existenz entzogen wird.» Das Grundeinkommen wird schliesslich durch ein Kollektiv abgesichert, so sei der oder die einzelne weniger angreifbar. Jannik erkennt in der Ideologie der gemeinsamen Ökonomie ur-anarchistische Züge. «Es geht um die Aneignung eines «guten Lebens», das ist ein Konzept eines konstruktiven, lebensbejahenden Anarchismus.» Mit der Umsetzung eines solidarischen Lebensentwurfs zeige das Kollektiv ausserdem gegen aussen, dass ein anderes Lebenskonzept möglich ist, jedenfalls im Kleinen: «Ein Stück richtigeres Leben im falschen.»

Das Konzept der gemeinsamen Ökonomie ist im Grunde genommen ein vielgelebtes Modell im Alltag: Sei es in Familien, Klöstern oder Wohngemeinschaften – nur selten leisten alle genau denselben finanziellen Beitrag für die Gemeinschaft und erhalten den gleichen Beitrag aus dem gemeinsamen Topf zurück. Im unmittelbaren Umfeld scheint das Prinzip also auf sehr natürliche Art und Weise zu funktionieren. Könnte das Konzept aber auch in grösseren Dimensionen angewendet werden? Was würde geschehen, wenn die gemeinsame Ökonomie nicht nur hinter Wohnungstüren oder Klostermauern gelebt würde? Was wäre, wenn Menschen, die sich gegenseitig nicht kennen oder lieben, freiwillig wählen dürften, welchen Beitrag sie für die Gemeinschaft leisten und wie viel ihre Bedürfnisse kosten? Die Frage ist keine neue. Auf volkswirtschaftlicher Ebene gleiche das Konzept dem Sozialismus, bemerkt Prof. Dr. Frauke von Bie-



berstein, Direktorin des Instituts für Organisation und Personal an der Universität Bern auf die Anfrage, ob das Modell auch in grösseren Gemeinschaften denkbar wäre. Tatsächlich teile die gemeinsame Ökonomie mit dem Sozialismus den Ansatz, Solidarität und Freiheit zu kombinieren. Das Individuum trägt Verantwortung für die gesamte Gemeinschaft mit, die Gemeinschaft unterstützt wiederum das Individuum bei seiner Selbstverwirklichung. Aber auch Ansätze, die ihren Ursprung nicht nur oder nicht ausschliesslich im Sozialismus haben, nehmen Aspekte der gemeinsamen Ökonomie auf. An dieser Stelle sei auf den klassischen Sozialstaat oder das bedingungslose Grundeinkommen verwiesen. Auch wenn Ersterer nicht bedingungslos ist und Letzteres nicht zwischen individuellen Bedürfnissen unterscheidet, streben beide die Existenzsicherung jenseits einer bezahlten Erwerbstätigkeit an.

Asienreise statt Modellfigürli

Ein Projekt, das zwar nicht auf volkswirtschaftlicher, aber ansatzweise auf anonymer Ebene funktioniert, ist das RaAupe-Kollektiv in Bern. Vor drei Jahren hat sich die politische Interessensgruppe gegründet, seit zwei Jahren betreibt sie gemeinsame Ökonomie. Die Mitglieder des Kollektivs RaAupe in Bern leben nicht zusammen und kennen sich weder lange noch besonders gut. Halbjährlich werden neue Anfragen für Beitritte diskutiert, bis jetzt wurden alle in das Kollektiv aufgenommen. Zu Beginn noch zu siebt, hat das Kollektiv heute knapp doppelt so viele Mitglieder. Was die Gruppe verbindet, ist das gemeinsame Ziel: «Revolution als Alltag». Mitmachen setzt lediglich die Motivation

voraus «im Hier und Jetzt durch alltägliche Praxis einen Beitrag zur Errichtung einer nicht-kapitalistischen solidarischen Gesellschaft zu leisten», wie es im RaAupe-Manifest heisst.

«Ich brauche keine krasse Beziehung zu einem Menschen, um diesem vertrauen zu können. Das einzige, was es braucht, ist Vertrauen in die gemeinsamen Werte und das System», erklärt Ivan, der dem Kollektiv kurz nach der Gründung beigetreten ist. Auch beim RaAupe-Kollektiv gilt: Bedürfnisse sind nicht verhandelbar. Aber Vertrauen in die anderen setzt voraus, dass die eigenen Bedürfnisse kritisch überdenkt werden. Ivan hat früher

«Bedürfnisse sind nicht verhandelbar», lautet die goldene Regel.»

kleine Modellfiguren gesammelt. Als er bei RaAupe eintrat, überlegte er sich erstmals, ob ihn die Anschaffungen der «Figürli» tatsächlich glücklich machte und musste verneinen. Dafür gönnte er sich nach dem Studium eine Asienreise. Ein Unterfangen, das er sich alleine niemals hätte leisten können. RaAupe unterstützte ihn dabei.

An den Finanzsitzungen, die einmal pro Quartal stattfinden, werden Kontostand und Ausgaben über tausend Franken besprochen. Momentan laufen

zudem Diskussionen darüber, ob und wie man persönliches Vermögen ebenfalls in die gemeinsame Ökonomie einbauen könnte.

Zeitplan für die Revolution

Für die Umsetzung seiner Idee hat sich das Kollektiv zu Beginn zwei Fragen gestellt: «Was braucht es, um angenehm zu überleben?» Und: «Was für Zeitvertriebe tragen dazu bei, mit der Dynamik des Kapitalismus zu brechen und eine bessere Welt zu schaffen?» Die erste Frage beantwortete das Kollektiv mit dem Prinzip der gemeinsamen Ökonomie. Für die Beantwortung der zweiten Frage stellte das RaAupe-Kollektiv eine Liste mit Tätigkeiten zusammen, durch die das Projekt seinem revolutionären Anspruch gerecht werden könne. Die Liste beinhaltet «klassenbewusste Lohnarbeit», «feministisch organisierte Care-Arbeit», «anti-

kapitalistische Produktion», «politische Intervention» und «kritische Bildung». Damit all diese Arbeitsbereiche bewusster gelebt werden können, hat die Gruppe ein gemeinsames Manifest ausgearbeitet, in welchem sie die 3-1-1-1-Idee formuliert: Drei Tage in der Woche sollen für die Lohnarbeit aufgewendet werden, je ein Tag für die anderen Bereiche.

«Niemand aus unserer Gruppe kann dieses Schema einhalten», schmunzelt Ivan. «3-1-1-1 ist keine Regel sondern ein Vorschlag, ein Ideal.» Oft sei man als politischer Mensch in einem der Bereiche sehr aktiv und vergesse dabei alle anderen, deshalb sei es hilfreich, sich ab und zu die ganze Palette revolutionärer Strategien wieder vor Augen zu führen. Genau wie Jannik aus der Hubelgut-WG sieht Ivan die gemeinsame Ökonomie auch als Möglichkeit, politische Kämpfe noch nach 30 fortsetzen zu können:

«Wenn man jung ist, hat man Zeit und Energie um Demos zu organisieren, Häuser zu besetzen, zu containern und so weiter. Dann bekommt man ein Kind oder hat einen strengen Job und plötzlich hört der Aktivismus auf.» Die solidarische Organisation, die Arbeitsteilung und finanzielle Abstützung durch ein Kollektiv erachtet er, für ein nachhaltiges politisches Aktivsein, für förderlich oder gar notwendig. «Es geht auch darum, einander gegenseitig darin zu bestärken und zu unterstützen, politische Kämpfe zu führen. Egal ob antikapitalistisch, feministisch oder anti-rassistisch – am besten alle zusammen.» Gerade die Care-Arbeit hat seiner Meinung nach in der übrigen linken Szene in Bern einen zu kleinen Stellenwert. Bei der letzten Sitzung bekundete ein RaAupe-Mitglied, Mühe mit der Masterarbeit zu haben. Drei Menschen des Kollektivs boten ihre Hilfe an.

Auszug aus dem Manifest des Kollektivs RaAupe:

Ausführungen zum 3-1-1-1-Modell:

Lohnarbeit: Die Lohnarbeit ist einerseits ein zwingender Bestandteil, um sich die nötigen finanziellen Mittel zum Überleben zu beschaffen. Andererseits soll die Auseinandersetzung mit der Lohnarbeit dazu dienen, Arbeitskämpfe zu organisieren und zu unterstützen. Auch soll dadurch ein gemeinsames Klassenbewusstsein unter Lohnarbeitenden in verschiedensten Arbeitsbereichen geschaffen werden. Ideen: Unter Formen der klassenbewussten Lohnarbeit verstehen wir z.B. Auseinandersetzungen mit den eigenen Arbeitsbedingungen oder der Rolle, die wir z.B. als Lehrpersonen, Sozialarbeiter_innen oder als Lieferant_innen einnehmen, gewerkschaftliche Organisation mit anderen Mitarbeitenden, Einsteigen für Streik, Auflehnung und Widerstand im Arbeitsalltag.

Care: Im Kapitalismus sind es zu einem grossen Teil die Frauen, welche die unbezahlte oder schlecht bezahlte Erziehungs-, Sorge-, Beziehungs- und Pflegearbeit leisten und dabei unentgeltliche oder billige Arbeit für die Kapitalakkumulation leisten. Care-Arbeit ist in jeder Gesellschaftsform notwendig und benötigt die entsprechende Zeit. Deswegen sind wir der Auffassung, dass Care-Arbeit aufgewertet und von allen geleistet werden soll. Ein Ziel von RaAupe ist es, kollektiv CareArbeit zu leisten und zu organisieren. Ideen: Gezielte Beziehungsarbeit, Unterstützung/Begleitung von Menschen in schwierigen Lebenssituationen (Krankheit, Alter, auf der Flucht), Kinderbetreuung, Tanzen (aber nur wenn wir zu zweit tanzen), Kochen für alle, Reinigungsarbeiten innerhalb unserer Strukturen.

Antikapitalistische Produktion: Gemeinsam produzieren wir selbstständig Dinge, welche wir für unser Leben benötigen. Mit der antikapitalistischen Produktion versuchen wir einerseits dem Kapitalismus schon jetzt Kapital zu entziehen, andererseits üben wir uns darin, uns kollektiv nach unseren Bedürfnissen zu organisieren und gemeinsam gemäss der Bedürfnisse zu produzieren. Ideen: Brot backen und verteilen, Gemüse anbauen, PC flicken, Velos flicken, Haare schneiden,...

Politische Intervention: Unsere politische Arbeit setzt an vielen verschiedenen Punkten an, wie z.B. Migrationspolitik, gewerkschaftliche Organisation, queerfeministische Aktionspolitik u.s.w. Der gemeinsame Nenner unseres politischen Verständnisses ist die Überwindung des Kapitalismus. Das Ziel unsere politischen Interventionen ist deshalb immer das Bekämpfen von Ausbeutung, Unterdrückung, Diskriminierung, Stigmatisierung und Entfremdung. Ideen: sich an bestehenden Widerstandsgruppen wie z.B. Bleiberecht, OJO, GsoA usw. beteiligen, eine eigene RaAupe-Basisgruppe gründen.

Kritische Bildung: Gemeinsam versuchen wir uns kritisch zu bilden oder auch selbstständig kritische Beiträge für weitere zu schaffen. Zudem verstehen wir auch eine kritische Selbstreflexion der Entwicklungen des Kollektivs RaAupe als Bildung (Z.B. Analysen von verschiedenen Aktionen). Ideen: Lesen, Workshop, Diskussionen, Konzerte, Theaterproduktion, Textanalysen, uns zu gewaltfreier Kommunikation weiterbilden, Filme schauen und/oder produzieren, Veranstaltungen organisieren u.s.w.

Die Frage nach dem menschlichen Wesen

Bei der Frage nach der Erfolgchance der gemeinsamen Ökonomie auf anonymer Ebene scheiden sich die Geister. Hinter den verschiedenen Ansichten stecken oft unterschiedliche Überzeugungen bezüglich der menschlichen Natur. Wer den Menschen als altruistisches, soziales Wesen betrachtet, gibt dem Modell eher eine Chance. Wer den Menschen hauptsächlich von seinem Eigeninteresse getrieben glaubt, sieht die gemeinsame Ökonomie hingegen zum Scheitern verurteilt. Aufschluss darüber, zu welchem tatsächlichen Verhalten solche Modelle führen könnten, gibt laut Prof. Dr. Frauke von Bieberstein die «Public-Good-Debatte». In diesem Forschungsbereich der Verhaltensökonomie geht es um die Frage, welchen Beitrag Mitglieder zu einem öffentlichen Gut leisten, wenn ihnen die Wahl über die Höhe ihres Beitrages überlassen wird. Mit einem öffentlichen Gut ist eines gemeint, welches von allen benutzt werden kann. Im Falle der gemeinsamen Ökonomie wäre das «öffentliche» Gut die geteilte Kasse. Aus egoistischer Perspektive hätte ein Individuum eigentlich keinen Anlass, selbst etwas beizusteuern, da es unabhängig vom eigenen Beitrag von diesem Gut profitiert. Würden aber alle so handeln, könnte das öffentliche Gut nicht mehr finanziert werden. Zudem möchten manche Menschen aus Solidarität zu einem öffentlichen Gut beitragen, auch wenn sie es nicht benutzen. Die Frage ist letztlich, zu wieviel Kooperation und eigennützigem Handeln es kommt und wieviel davon ein System verträgt.

In Experimenten und in der Realität tritt nie der Fall ein, dass entweder alle bedingungslos beitragen oder alle schamlos profitieren. Normen, Werte und Überzeugungen einer Gemeinschaft sind ausschlaggebende Faktoren für das Verhalten der Menschen, genauso wie Erwartungshaltung an die Mitmenschen und gemachte Erfahrungen. Wer glaubt, die anderen tragen zum öffentlichen oder gemeinschaftlichen Gut bei, tut tendenziell dasselbe, wer vom Gegenteil überzeugt ist, stiehlt sich eher aus der Verantwortung. Leute, die nichts beitragen, werden in der Verhaltensökonomie als «TrittbrettfahrerInnen» bezeichnet.

«Wenn es aber darum geht, dieses Solidaritätsprinzip auszuweiten, scheitern die Initiativen oft an der Befürchtung, dass die anderen die TrittbrettfahrerInnen seien.»

Die TrittbrettfahrerInnen sind die anderen

Weder Annahmen zur menschlichen Natur, noch der Fakt, dass Überzeugungen und Erfahrungen massgeblich zum Erfolg oder Scheitern führen, beantworten die Frage nach der Umsetzbarkeit des Modells auf volkswirtschaftlicher Ebene befriedigend. Fakt ist: Im Kleinen tendieren wir dazu, unsere Unterstützung für andere nicht ständig davon abhängig zu machen, was wir im Gegenzug dafür erhalten. Vielmehr tragen wir nach unseren Fähigkeiten zur Gemeinschaft bei und berücksichtigen die individuellen Bedürfnisse unserer Mitmenschen. Dahinter scheint ein Solidaritätsprinzip zu stecken, dessen Wünschbarkeit eigentlich nur wenige bestreiten, mögen es gewisse auch nur auf Menschen in ihrem engeren Umfeld anwenden. Wenn es aber darum geht, dieses Solidaritätsprinzip auszuweiten, scheitern die Initiativen oft an der Befürchtung, dass die anderen die TrittbrettfahrerInnen seien. Was in einer Gesellschaft tatsächlich geschehen würde, in der Menschen nicht mehr von bezahlter Arbeit abhängig wären, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, würden wohl nur Pilotprojekte in grösserem Ausmass aufzeigen.

Die WG Hubelgut steht momentan vor neuen Herausforderungen. Darunter fällt die Suche nach einem neuen Haus (www.unserhausprojekt.ch) mit Wohnraum für mehr Menschen. Ausserdem sollen mit einem neuen Arbeitsplan die verschiedenen Arbeiten der Mitglieder sichtbarer gemacht werden, die Frage der AHV muss geklärt werden und es wird darüber spekuliert, wie die im Kollektiv aufwachsenden Kinder mit dem gelebten Modell umgehen werden. Werden sie sich das Sackgeld auch bedürfnisorientiert aufteilen? **text: fabio peter, rahel schaad; bilder: rahel schaad**

Kommentar

Lange Zeit galten Ansätze der gemeinsamen Ökonomie als überholt: Zu idealistisch, um in grossen Gemeinschaften zu funktionieren, lautete das Credo. Dabei ist die gemeinsame Ökonomie aktueller denn je. Es ist höchste Zeit, dass wir die Gleichung Wirtschaftswachstum = Wohlstand hinterfragen. Denn was bringt uns Wirtschaftswachstum in unseren Breitengraden eigentlich noch ausser dem Zwang, ständig arbeiten und konsumieren zu müssen? Wenn die Glücksforschung eine Erkenntnis hervorgebracht hat, dann die, dass steigender materieller Wohlstand ab einem gewissen Grad nichts mehr zu unserer Lebenszufriedenheit beiträgt. Aber nicht nur, dass materieller Wohlstand keinen Mehrwert mehr hat: In einer Welt mit endlichen Ressourcen gefährdet unendliches Wirtschaftswachstum gar unsere Lebensgrundlage und diejenige der anderen. Die Logik des Wachstums im Kapitalismus führt dazu, dass die gesteigerte Produktivität nicht für die generelle Reduktion von Arbeit, sondern für noch mehr Produktion eingesetzt wird. Dabei kennen wir alle das Gefühl, dass wir nie Zeit für das haben, was uns wirklich wichtig ist: Mit Menschen zusammen sein oder einer Leidenschaft nachzugehen: Musik, Kunst, Lesen, Schreiben, Sport und Genuss kommen stets zu kurz. Wir produzieren also Dinge, die uns nicht glücklicher machen und wenden dafür Zeit auf, von der wir gerne mehr hätten. Es ist dringend notwendig, dass wir uns überlegen, was wir wirklich brauchen und die Wirtschaft danach ausrichten, anstatt unsere Bedürfnisse danach auszurichten, was die Wirtschaft alles produziert. **fpe**



Die Schlaraffen der Tafelrunde

Die Herrengesellschaft Schlaraffia lebt von Traditionen und Ritualen, besteht aus Rittern, Knappen, Junkern und kennt ihre eigene Sprache. Das mutet seltsam an, scheint aber für fast 10'000 Mitglieder weltweit sehr reizvoll. Wir durften mal reinschauen.

«Lulu!» schallt es uns zur Begrüssung entgegen. An zwei langen, parallel ausgerichteten Holztischen sitzen an die 30 Herren, die meisten in Anzug und Krawatte. Von einigen werden wir interessiert beäugt, andere haben die Ankunft der Fremden noch nicht bemerkt. Und fremd wirken wir hier allemal, gross ist der Altersunterschied, zu informal unsere Kleidung. Nur wenig Tageslicht dringt durch die mehrfarbigen Fenster in den langen Raum. Der Holzboden mit Fischgräte-Muster und die dunkle Vertäfelung der Wände kreieren eine schummrige Atmosphäre. Unweit der Nydeggbrücke steht sie, die sogenannte Burg der Schlaraffen. Von aussen wirkt das Gebäude unauffällig, einzig eine grosse Uhu-Figur neben der Eingangstüre gibt einen kleinen Vorgeschmack auf das, was

einen hier erwartet. Wir nehmen Platz an der langen Tafel, ein Herr namens Ritter Mundschenk hat sich bereit erklärt, uns beim Verstehen der Traditionen der Herrengesellschaft Schlaraffia zu helfen. Doch noch ist es etwas früh, der offizielle Teil beginnt erst um 20 Uhr an diesem Montagabend. Vorerst wird getrunken und gegessen, das Bier kommt in grossen Flaschen, den Rioja gibt es ab 26 Franken, ein Koch bringt Wienerli und Brot. Wir werden den um uns sitzenden Herrschaften vorgestellt, die meisten wussten um unser Kommen, wurde dies doch die Woche zuvor eingehend diskutiert. Normalerweise bleiben die Knappen, Junker und Ritter der Schlaraffen unter sich, doch für heute haben sie sich geöffnet. Sogar die Kamera durften wir mitbringen. Wir werden jedoch

vom Oberschlaraffen und Vereinspräsidenten, Ritter Barocanto, darauf hingewiesen, dass auf den Bildern keine Gesichter erkennbar sein dürfen: «Wir habens ja nicht nötig, irgendwelchen Wahlkampf zu betreiben.» Zustimmendes Gemurmel und Kopfnicken von den meisten Seiten. Wir haben Gelegenheit, uns etwas umzuschauen, denn zu sehen gibt es allerlei. Die Wände sind voll mit Gemälden, in Vitrinen hängen Abzeichen und Anstecker. «Das ist unsere Ahnengalerie dort oben», erklärt Ritter Mundschenk, der dienstälteste Berner Schlaraffe und zeigt auf eine Reihe gerahmter Portraits. Einer der dort abgebildeten bärtigen Herren ist Hans Klee, Paul Klees Vater, wie uns nicht ganz ohne Stolz erzählt wird. «Auch Paul Klee hat sich seinerzeit bei Schlaraffia Bern

beworben», sagt Ritter Danzelott, «wurde jedoch aufgrund seines unsteten Lebenswandels abgelehnt.»

Ritter Danzelott, im auserschlaraffischen Leben als Professor für Religionswissenschaften an der Universität Freiburg tätig, ist es, der uns in die Geschichte der Schlaraffia einführt. Der Verein sei 1859 in Prag von Kunstschaffenden als Parodie auf bestehende Männerbünde und die damals vorherrschende, ständisch geprägte Gesellschaft gegründet worden. Insbesondere die Freimaurerei mit ihrer Symbolik und den strikten Hierarchien sollte auf humoristische Art und Weise imitiert werden. «Anders als bei den Freimaurern bekleidet bei uns Schlaraffen denn auch fast jeder irgendein Ehrenamt», so Danzelott, «es gibt den Oberschlaraffen des Äussern, des Innern und der Kunst sowie einen Reychsmarschall. Zudem den Mundschenken, den Kantzler, den Junkermeister, einen Burgvogt und den Säckelmeister, welcher für die Vereinsfinanzen zuständig ist.» Es existieren jedoch auch Gemeinsamkeiten zwischen den Freimaurern und den Schlaraffen. Wer in den Status eines vollwertigen Mitgliedes erhoben werden will, muss eine längere Prüfzeit durchlaufen. Bei der Schlaraffia kann diese bis zu einem Jahr dauern, wobei von mehreren Mitgliedern betont wird, dass diese Testzeit für beide Seiten gelte und sowieso kaum jemand abgelehnt werde.

Die Entstehung des Uhuversums

Ritter Danzelott war vor ein paar Jahren selbst noch einer dieser Prüflinge. Im Rahmen einer seiner Vorlesungen zum Thema Religion und Humor war er auf den Verein der Schlaraffen gestossen. Er organisierte eine Exkursion in die Burg nach Bern «und blieb dann irgendwie hängen», wie er sagt. Nebst dem geselligen Miteinander waren es insbesondere die Anspielungen und Parodien religiöser Elemente, welche ihn faszinierten. «Bei uns Schlaraffen gibt es den Aha, einen hölzernen Uhukopf, der als Anhänger um den Hals getragen wird. Wer den Aha trägt,

gilt als unfehlbar und darf in seinem Handeln nicht angezweifelt werden», führt Ritter Danzelott aus. Dies sei natürlich kein Zufall, «denn 1868, nur wenige Jahre nach der Gründung der Schlaraffia, erklärte sich der Papst im Ersten Vatikanischen Konzil für unfehlbar. Diese Steilvorlage wurde von den Schlaraffen nur allzu gerne aufgenommen und in ihr humoristisches Rollenspiel integriert.» Doch Schlaraffia wäre nicht Schlaraffia, wüssten ihre Mitglieder nicht etwas mit dieser angeblichen Unfehlbarkeit des Aha-Trägers anzufangen. So ist es das Ziel aller, den Träger zu ärgern und in seiner Fehlerlosigkeit zu widerlegen.

Der Uhu ist das zentrale Symbol der Schlaraffia. Auch in der Berner Burg ist er omnipräsent: Ausgestopft unter der Decke, als Logo auf dem Gesangsbuch oder auf Pappkarton gedruckt an den Pulten des Reychsmarschalls und des Kantzlers. Ähnlich wie Gott bei den Freimaurern als almmächtiger Baumeister aller Welten gilt, so ist der Uhu für die Schlaraffen der weise Erschaffer ihrer Welt, des Uhuversums. Konsequenterweise besitzt das Uhuversum denn auch eine eigene Zeitrechnung und mit dem Schlaraffenlatein eine eigene Sprache. Die Zeitrechnung beginnt mit der Gründung des ersten Reyches in Prag 1859 und dauerte auch an, als die



in die offiziell neutrale Schweiz.» Als nach dem Ende des Krieges das Verbot aufgehoben wurde, waren in den beiden deutschsprachigen Nachbarländern bald wieder diverse Vereine zu finden, die sich unter dem Motto «in arte voluptas» (in der Kunst liegt das Vergnügen) einmal die Woche trafen. Die Stadt Bern als weltweites Zentrum der Schlaraffen blieb aber bestehen.

«Insbesondere die Freimaurerei mit ihrer Symbolik und den strikten Hierarchien sollte auf humoristische Art und Weise imitiert werden.»

Schlaraffen während der Zeit des Nationalsozialismus in ganz Deutschland und Österreich verboten wurden. «Die Vereine der Schlaraffia waren nicht gleichgeschaltet. Deshalb wurden sie, wie alle anderen ähnlichen Gemeinschaften, verboten», erklärt Ritter Danzelott, «und um das Archiv vor dem Zugriff der Nazis zu retten, verlegte man kurzerhand den Hauptsitz nach Bern,

Helme auf!

Der Oberschlaraffe Barocanto erhebt sich von seinem Thron am Ende der beiden langen Tische und gibt den Befehl zum offiziellen Beginn: «Das Reyche möge sich behelmen!» Krawatte und Anzug verschwinden unter farbigen, mit unzähligen Abzeichen beladenen Umhängen, Narrenkappen werden auf die zumeist



«Auch Paul Klee hat sich seinerzeit bei Schlaraffia Bern beworben.»

Geschenke aus der Heimat werden überreicht und von den Anwesenden mit lauten «Ahas» und «Uhus» verdankt.

«Dass wir Gäste haben, kommt immer wieder vor», hatte uns Oberschlaraffe Barocanto vor dem Beginn des offiziellen Teils erklärt. «Schlaraffia ist auf der ganzen Welt verteilt. Die meisten Reyche befinden sich in Europa, aber auch in Nord- und Südamerika gibt es Schlaraffen.» Aktuell, im Jahr 159 a.U. (anno Uhui), gibt es weltweit 260 Reyche mit fast 10'000 männlichen Mitgliedern. Die Zahl war mal deutlich höher. Überalterung und das Festkrallen an unzeitgemässen Traditionen verhindern Grösseres. So gilt Deutsch seit der Gründung 1859 als die verbindende Sprache aller Schlaraffen. Von einer Liberalisierung der Sprachenregelung wurde bis jetzt abgesehen. Schlaraffische Vereine ausserhalb Westeuropas sind denn auch meist die Folge von Auswanderungsbewegungen aus dem deutschen Sprachraum. Eine Nachwuchsrekutierung gestaltet sich in diesen Gebieten als besonders schwierig. «Der Sohn eines in die USA ausgewanderten Deutschen spricht oft bereits nur noch Englisch», sagt Ritter Danzelott, «dadurch hat er gar nicht erst die Möglichkeit, der Schlaraffia beizutreten.»

Das grösste Problem ist aber die Überalterung. Der Berner Verein hat rund 30 Mitglieder im Alter von 28 bis 90 Jahren. Der Grossteil befindet sich am oberen Ende der Skala. Weil kaum Junge für das wöchentliche Narrenspiel gewonnen werden können, wird die Sicherung des Fortbestehens in den kommenden Jahrzehnten eine der grössten Herausforderungen darstellen. Und diese Entwicklung trifft nicht nur für Bern zu. Der Kantzler, an einem eigenen Pult links des Thrones platziert, erstattet Bericht über die Geschehnisse der letzten Woche: Post gab es keine, dafür kann er beste Grüsse aus fremden Reychen weiterleiten. Und dann vermeldet er auch noch die Namen aller Ritter, die ins Reyche der Ahalla eingeritten sind. Dieses an die nordische Mythologie angelehnte Reyche wird dem Schlaraffen erst mit seinem Tod zugänglich. Und es sind nicht

wenige Namen, die der Kantzler in diesem Moment andächtiger Stille verlesen muss. So ist die Überalterung für die Schlaraffia von janusköpfigem Charakter. Einerseits sorgt sie dafür, dass laufend Mitglieder wegsterben, andererseits schreckt der hohe Altersdurchschnitt jüngere Interessenten ab und ist dadurch mitverantwortlich für das bestehende Nachwuchsproblem. Ein möglicher Lösungsansatz wäre, Schlaraffia allen Geschlechtern gegenüber zu öffnen. Dieser Vorschlag fand bis anhin aber kaum Zustimmung und so wird auch in absehbarer Zukunft keine Kantzlerin die Namen verstorbener RitterInnen verlesen.

Untertauchen in der Masse

Im Saal der Berner Burg geht mittlerweile ein grosser goldener Kelch um. Jeder nimmt sich einen Schluck und reicht ihn an seinen Nachbarn weiter. Dann ergreift der Oberschlaraffe Barocanto das Wort und beginnt mit der Ehrung langjähriger und besonders verdienstvoller Sassen, wie die Mitglieder der Schlaraffia genannt werden. Als Zeichen der Verbundenheit gibt es einen neuen Umhang, eine andersfarbige Schärpe oder einen neuen Ritterhelm. Abschliessend wird gesungen. Es gibt ein eigenes Schlaraffensingbuch mit eingängigen Melodien und heiteren Texten. Und wie es scheint, wird dieses heute nicht das erste Mal aufgeschlagen. Aus voller Kehle wird mitgesungen, einige können die Lieder auswendig. Auch wir singen mit. Wer einen Montagabend mit Panamahut auf dem Kopf unter älteren Herren im Narrenkostüm verbringt, muss sich keine Gedanken um ein paar falsch getroffene Töne machen. Ganz grundsätzlich: Es herrschte eine gute Stimmung im Saal. Die Uniformen ermöglichen ein Untertauchen in der Masse. Wer nicht mitmachen will, muss nicht. Und wer sich ausleben will, hat hier die Möglichkeit dazu.

Dann ist Pause. Schmuspause im Schlaraffenlatein. Einer der Geehrten spendiert eine Runde Schaumwein für alle. Ritter Mundstück klärt uns über Grundsätze des Schlaraffenlebens auf. «Die Sippung findet nur während der Winterung von

ergrauten Häupter aufgesetzt. Damit wir beiden «Pilger» im bunten Treiben nicht untergehen und der Sitte entsprechend Kopfbedeckung tragen, erhalten wir je einen Panamahut. Dann sind alle bereit. Die 3667. Sitzung des Reyches der Berner Schlaraffia kann beginnen. Die Gäste aus fremden Reichen werden nach draussen vor die Tür gebracht. Der «Zinkenmeister am Klavizimbel» wird gebeten, die Eröffnungsmelodie zu spielen. In der Zwischenzeit haben sämtliche Berner Ritter ihr in den Halterungen an der Wand platziertes Holzschwert geschnappt und sich entlang der beiden Holztische in der Mitte des Raumes zum Spalier eingefunden. Es folgt der Eintritt der Gäste. Nach Reyche geordnet und unter Erwähnung jedes Einzelnen kehren die fremden Ritter in den Saal zurück, aus dem sie vor wenigen Sekunden herausgeführt wurden. Die Berner erweisen ihnen derweil die Ehre, indem sie ihre Holz Waffen im Takt der Musik kontrolliert über den Köpfen der Einreitenden kollidieren lassen. Die Besucher aus dem Reyche der Solodurum sind überdurchschnittlich gut vertreten. Doch auch aus Deutschland, Wien und dem Südtirol sind Gastritter angereist.



«Wer einen Montagabend mit Panamahut auf dem Kopf unter älteren Herren im Narrenkostüm verbringt, muss sich keine Gedanken um ein paar falsch getroffene Töne machen.»

Oktober bis April statt. Ausserhalb dieser Zeit treffen wir uns nur unregelmässig.» Als Sippungen werden die wöchentlichen Treffen in der Reychsburg bezeichnet. Und an diesen gilt eine besondere Regel. «Während der Sippung gibt es drei Tabus: Religion, Geschäft und Politik», sagt Danzelott. Und tatsächlich hören wir in der Pause niemanden das Gebot brechen. Stattdessen wird von Ausritten in fremde Reychs erzählt, über den Inhalt vergangener Sippungen sinniert oder gefragt, wie es der Frau gehe. Diese sind nämlich nicht komplett vom Vereinsleben der Schlaraffen ausgeschlossen. Ein- bis zweimal pro Winterung werden sämtliche Ehefrauen eingeladen, dem Treiben der Schlaraffia beizuwohnen. Man kennt sich.

Gedichte und Kinderlieder

Inzwischen ist es 21 Uhr. Der Oberschlaraffe mahnt zur Fortführung des offiziellen Teils. Der zweite Abschnitt des Abends ist für die Fechsungen reserviert. Das sind freiwillige, musikalische oder lyrische Beiträge der Schlaraffen. In der Pause war eine Liste umgegangen, in die sich eintragen konnte, wer etwas vorbereitet hat und dies gerne vortragen möchte. Einzige Einschränkung ist, dass das heutige Thema «Balladen und Moritaten» eingehalten werden muss. Oberschlaraffe Barocanto kündigt der versammelten Ritterschaft den nächsten Beitrag an. Der Vortragende nimmt seinen Platz am Rednerpult am anderen Ende des Saales vis-à-vis des Thrones ein, ordnet seine Blätter ein letztes Mal und verschafft sich dann Gehör. «Eure Herrlichkeit, Schlaraffen hört!», vor jedem Beitrag dasselbe Prozedere. Der gebotene Inhalt ist dafür umso unterschiedlicher: Rezitationen von Wiener Poeten, selbstgeschriebene Krimis, Auszüge aus dem Werk Wedekinds oder Klavierstücke werden präsentiert. Es folgt der stimmungstechnische Höhepunkt des ganzen Abends. Ein stattlicher Ritter, wohl der grösste im ganzen Saal, nimmt auf dem Stuhl vor dem Rednerpult Platz, richtet sich die Narrenkappe zurecht, fährt ein letztes Mal zum Test über die Saiten seiner Gitarre und legt los. «Ds Hippygpängstli» von Peter Reber. Nach den ersten Zeilen sind alle am Mitsingen. Nicht so kräftig wie zuvor bei den Schlaraffenliedern, denn man will ja nicht die Darbietung des Vortragenden stören, doch im-

mer noch deutlich hörbar. Als die letzten Töne verklungen sind, wird der Hüne vor den Thron gebeten und vom Oberschlaraffen Barocanto für seine gelungene Darbietung gelobt. Als Zeichen der Wertschätzung erhält er, wie alle anderen vor ihm, ein neues Abzeichen zur Verzierung seiner Narrenkappe.

Nachdem auch die letzte vorgelegte Darbietung zwischen den Holzwänden verhallt ist, wendet sich das Volk der Schlaraffen wieder dem ehrwürdigen Throngestühl zu. Es ist Zeit, den Abend zu seinem Abschluss zu bringen, doch zuerst meldet sich noch einmal ein Schlaraffe mit einer spontanen Wortmeldung. In einem poetischen Mehrzeiler plädiert er dafür, dass wir Herren Pilgerer doch auch Gesichter „blitzografieren“ dürfen. Sein Appell verhallt ungehört, die Regel bleibt bestehen und wir dazu verpflichtet, unsere Bilder vor dem Abdruck durch die Schlaraffen autorisieren zu lassen. So viel Kontrolle muss schon sein – unter den Rittern seien ja unter anderem auch Universitätsprofessoren, die mit ihrer Mitgliedschaft bei Schlaraffia nicht unbedingt hausieren gehen möchten.

Und in der Tat mutet die Herrengesellschaft Schlaraffia, einst als parodistische Anspielung entstanden, heute selbst parodierenswert an. So antik und festgefahren wirken gewisse Strukturen und Traditionen, dass es ein Leichtes wäre, diese Gruppierung in einem Keller der Berner Altstadt als selbstgefälligen Haufen von Verrückten abzutun. Doch würde dies der doch sehr vielschichtigen Geselligkeit, die wir erleben durften, kaum Gerechtigkeit tun. Dergestalt diskutieren wir, während wir nach 22 Uhr die Marktgasse hochlaufen. In unseren Köpfen schwirren unerwartete und auch irritierende Eindrücke, ähnlich wie nach einem langen Kinofilm. Die kühle Luft draussen fühlt sich angenehm und erleichternd an, genau wie die dringend benötigte Zigarette. Wir denken daran, was uns Ritter Mundschenk zu Beginn gesagt hat: «Wenn ihr heute Abend da rausgeht, denkt ihr, dass die alle spinnen. Und das stimmt auch. Aber vielleicht kommt ihr ja mal wieder?» **text: mathias streit, luca hubschmied; bilder: luca hubschmied**

Damit Stimmen nicht verstummen

2015 erhielt Daniel Mekonnen in Luzern als Teil des Projektes «Stadt der Zuflucht» eine Wohnung und ein Stipendium. Dem eritreischen Regimekritiker wurde die Erneuerung seines Reisepasses verweigert, nachdem er 2001 das Land verliess. Zwangsweise musste er sich an das Exil gewöhnen und wechselte alle paar Jahre seinen Wohnort.

Kurz vor vier Uhr nachmittags an einem Freitag im April. Die Sonne hat ihren Zenit bereits überschritten und auf den Strassen von Genf tummeln sich die PassantInnen, die langsam ins ersehnte Wochenende starten. Ein Gewirr zahlreicher Sprachen schwirrt durch den Vorabend, es ist typisch für die Weltstadt mit dem Sitz der Vereinten Nationen. Daniel Mekonnen wartet bereits beim vereinbarten Treffpunkt vor einem der luxuriösen Hotels in der Nähe des Hauptbahnhofs. Mit seiner Lederjacke und dem karierten Hemd fällt er inmitten der Menschenmenge kaum auf. Er wirkt im ersten Moment etwas scheu und zurückhaltend. Aber Mekonnen ist mit seinem Zuhause zufrieden. «Genf bietet seine eigenen Möglichkeiten. Als internationale Stadt eignet es sich für viele meiner Projekte sehr gut», sagt er.

Mekonnen ist Akademiker, Schriftsteller und Menschenrechtsaktivist und stammt aus Eritrea. Seit 2015 lebt der 44-Jährige in der Schweiz. Im Rahmen eines Pilotprojekts des «International Cities of Refuge Network» (ICORN) bot die Stadt Luzern – in Kooperation mit dem Deutschschweizer PEN-Zentrum – Mekonnen eine Wohnung und wurde damit zur ersten

«Stadt der Zuflucht» in der Schweiz. Seit 2006 ermöglicht ICORN AutorInnen, die in ihrem Land an Leib und Leben bedroht sind, in einer Stadt, die sich bereit erklärt, jemandem eine Unterkunft und ein Stipendium zu bieten, während einem bis zwei Jahren ihre Arbeiten fortzusetzen.

Über 60 Städte weltweit haben sich bereits dem Städtenetzwerk mit Hauptsitz im norwegischen Stavanger angeschlossen. Skandinavien ist so etwas wie ICORNs Epizentrum, ein Grossteil der teil-

**«Als ich
das Land
verliess, wusste
ich, dass
ich Eritrea
so schnell nicht
wiedersehen
würde.»**

nehmenden Städte befindet sich dort. Das Netzwerk reicht jedoch mit Barcelona und Chiusi (Toskana) auch bis in den Süden Europas, mit Krakau und Breslau in den Osten, und mit Pittsburgh (USA), Mexico City und Belo Horizonte (Brasilien) sogar bis nach Übersee.

Verschiedenste Stimmen, darunter auch bekannte Namen wie die weissrussische Buchautorin Swetlana Alexijewitsch, erhielten bereits ein solches Stipendium im Exil und konnten so ihrer Berufung nachgehen. Es sind Menschen, die in ihrem Heimatland nicht die Möglichkeit haben, zu schreiben oder zu publizieren. Repressionen, Inhaftierung und sogar die Ermordung von Journalisten und Autorinnen sind in etlichen Ländern an der Tagesordnung. PEN International setzt sich für weltweite Meinungsfreiheit ein. Allein im Jahr 2016 hat die Organisation 224 Fälle dokumentiert, in denen Journalistinnen, aber auch Autoren, Lyrikerinnen und Liedermacher Inhaftierung auf unbestimmte Zeit, unfairen Gerichtsverfahren und anderen Repressionen ausgesetzt waren. In Ländern wie der Türkei, China, Eritrea, Syrien und Russland kann es tödlich sein, sich kritisch zu äussern. Dabei wird gerade

dies explizit im Artikel 19 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte, die sämtliche genannten Nationen mitunterzeichneten, garantiert: «Jeder Mensch hat das Recht auf freie Meinungsäußerung».

Moderner Nomade

Auch Daniel Mekonnen gehört zu den Betroffenen. Seine Geschichte beginnt in der Nähe von Eritreas Hauptstadt Asmara. Unweit davon ist er aufgewachsen und studierte dort an der Universität in den 1990er-Jahren Jura. Mit nur 26 Jahren wurde Mekonnen zum jüngsten Richter des jungen Landes, das seine Unabhängigkeit von Äthiopien erst 1993 erhielt. Als er miterlebte, wie sich der Staat ab 2001 unter dem Diktator Isaias Afewerki zu einem zunehmend repressiven Regime entwickelte, fasste Mekonnen den Entschluss, Eritrea in Richtung Südafrika zu verlassen und Human Rights zu studieren, damit er etwas für sein Land tun konnte. «Als ich das Land verliess, wusste ich, dass ich Eritrea so schnell nicht wiedersehen würde», sagt Mekonnen. Als Regimekritiker wurde ihm bald die Erneuerung seines Reisepasses verweigert und er war deshalb lange Zeit als Staatenloser eingetragen. Eine Rückkehr ist heute gänzlich undenkbar: Ihn würden Gefängnisstrafen oder Schlimmeres erwarten.

Zwangsweise musste sich Mekonnen seither an das Leben im Exil gewöhnen und wie ein Nomade von Ort zu Ort ziehen. Nach dem Aufenthalt in Südafrika war er in zahlreichen Teilen Europas wohnhaft und arbeitete oft als Gastdozent an verschiedenen Universitäten oder publizierte Artikel. Die Postadresse war jeweils der einzige Hinweis auf einen festen Wohnsitz, wirklich zuhause war er jedoch nie. «So fühlen sich alle im Exil. Mein Herz ist trotzdem in Eritrea», sagt Mekonnen.

Unzensurierte Stimmen

Dass es sich bei den ICORN-Programmen auch um einen Austausch zwischen den Kulturen handeln kann, illustriert das Beispiel des palästinensischen Rappers Khaled Harara. Als ehemaliger Anhänger der Palestine Liberation Organization PLO wurden seine Hip-Hop-Workshops im Gazastreifen von der Hamas verboten und er sass mehrmals im Gefängnis. Viele seiner Freunde wurden im Kampf gegen



die Hamas getötet. Aus Angst vor Vergeltung blieb Harara in Dänemark, nachdem er am internationalen Festival «Rapolitics» teilnahm. Er wurde im Jahr 2013 als erster Musiker ins ICORNs Netzwerk der Stadt Göteborg als Gastautor aufgenommen. Während seines zweijährigen Aufenthalts trat er an zahlreichen öffentlichen Events auf und nahm mit der schwedischen Jazzrockband Makten & Härligheten zwei Singles auf. So wurde er ein Teil des lokalen Kulturlebens.

Auch Mekonnens Aufenthalt in der Schweiz trug Früchte. Kurz nach seiner Stipendiumszeit gab er das Werk «Uncensored Voices» heraus – ein Buch, in dem Essays, Zeugenberichte und Lyrik von verschiedenen AutorInnen gesammelt sind, die sich mit der Problematik Eritreas beschäftigen. Von ihm selbst ist auch ein Essay dabei, mit dem Titel «The Eritrean «Free» Press: A Classic Example of Orwellian Newspeak». Auf dem Titelblatt der Anthologie ist ein Bild des eritreischen Künstlers Ermias Ekube präsentiert, das speziell für das Werk angefertigt wurde. In düsterem

«Das Ei kann für Eritrea stehen. Aus Eritrea kommt auch kaum etwas rein oder raus, das Land ist von der Aussenwelt abgeschottet.»

Licht zeigt es die Hände einer Person, hinter dem Rücken gekreuzt. In der rechten Hand hält die Person ein Ei. «Ekube verwendet oft Eier in seinen Gemälden. Der Inhalt des Eis ist durch die Schale komplett von der Aussenwelt abgeschnitten. Das Ei

kann für Eritrea stehen. Aus Eritrea kommt auch kaum etwas rein oder raus, das Land ist von der Aussenwelt abgeschottet.»

Ein weiterer wichtiger Bestandteil des Werks ist die Sammlung mit Gedichten, die Mekonnen teils selbst aus dem Tigrinischen, einer der Landessprachen Eritreas, übersetzt hat. Er persönlich schreibt ebenfalls am liebsten auf Tigrinisch. «Wenn ich ein Gedicht schreibe, versuche ich, sehr tiefsitzende Emotionen zu vermitteln. Auf Englisch würde mir dies vermutlich nicht gelingen.» Abgesehen vom artistischen Gehalt können Gedichte jedoch auch Missstände politischer Regression freilegen oder Aufmerksamkeit für ein Thema schaffen – kurz: Sie können den Dialog formen.

Kantönligeist in Migrationsfragen

In der Schweiz stiess die Umsetzung des Programms von ICORN allerdings auf bürokratische Hürden. Das Projekt, Luzern als «Stadt der Zuflucht», konnte nach dem Ende von Daniel Mekonnens Stipendium im Oktober 2017 nicht fortgeführt werden. Das Amt für Migration des Kantons Luzern lehnte das Gesuch um eine Kurzaufenthaltsbewilligung des zweiten Stipendiaten aus dem Irak ab – denn in der Schweiz werden Migrationsentscheide auf kantonaler Ebene geregelt. Der bürgerlich geprägte Kanton Luzern führt eine strikte Migrationspolitik, dies zeigt auch ein erst wenige Wochen junges Beispiel: Vier irakischen Künstlern, die an der Luzerner Comic Ausstellung «Fumetto» vom 14.–22. April ihr Werk präsentieren sollten, wurde vom Kanton kein Einreisevisum gewährt.

Mekonnen hingegen hatte Glück. Er hat heute seinen permanenten Wohnsitz in Genf, lebt dort mit seiner Frau und seiner Tochter. Dem Schriftsteller kam zugute, dass seine Frau bereits während der Zeit seines Schaffens in Luzern eine dauerhafte Aufenthaltsbewilligung in der Stadt Genf erhielt. Er ist erstaunt, dass Migrationsfragen in der Schweiz auf kantonaler und nicht auf nationaler Ebene geregelt werden. «Während meiner kurzen Zeit als Gastdozent in Neuchâtel erhielt ich mühelos meinen B-Ausweis; ich musste nur beweisen, dass ich mich selbst finanzieren kann. Danach, in Luzern, war der Prozess viel schwieriger.»

Als nach Mekonnens Stipendium also klar wurde, dass das Programm so nicht weiter durchführbar ist, versuchte das Deutschschweizer PEN-Zentrum, einer der zahlreichen nationalen Ableger von PEN International, einen neuen Standort in der Schweiz zu finden. Und tatsächlich: Seit November 2017 liegt eine Absichtserklärung vor, das Programm in der Stadt Bern fortzusetzen.

Starkes Mobilisierungspotenzial

Während seines Aufenthaltes in der Zentralschweiz konnte sich Daniel Mekonnen auch politisch engagieren. Er war beispielsweise massgebend beteiligt am Report des Menschenrechtsrates, der den Status der Menschenrechte in Eritrea prüfte, indem er zahlreiche Zeugenaussagen von geflüchteten EritreerInnen sammelte und auswertete. Eritrea hat in der Schweiz eine sehr grosse Diaspora und damit ein starkes Mobilisierungspotenzial. Als der Menschenrechtsreport zur Lage in

wird der Mann an der Macht sterben. Das System funktioniert ohne ihn nicht und wird kollabieren.» Ob die Veränderung nach Diktator Afewerki's Tod sich zugunsten einer demokratischen Gesellschaft orientiert, kann Mekonnen jedoch nicht mit Bestimmtheit sagen.

Neueste Entwicklungen – zahlreiche EritreerInnen in der Schweiz erhielten einen Brief, der sie darüber informierte, dass ihr Flüchtlingsstatus neu bewertet wird – sieht er als Äusserung eng begrenzter politischer Interessen. «Unter dem Strich hat sich der Grund für die Leute, die aus dem Land fliehen, nicht verändert.» Auch die Ergebnisse von sogenannten Expertenteams aus der Schweiz, die sich selbstständig von der Lage in Eritrea ein Bild machten und zum Resultat kamen, sie sei gar nicht so schlimm, wie der Menschenrechtsrat es darlegt, verwirft Mekonnen. «Die Verbrechen geschehen auch nicht auf der Strasse, sondern in geheimen Gefängnisanlagen, von der die Öffentlichkeit nichts weiss.»

**«Während meiner kurzen Zeit als
Gastdozent in Neuchâtel er-
hielt ich mühelos meinen B-Ausweis;
ich musste nur beweisen, dass
ich mich selbst finanzieren kann.
Danach, in Luzern, war
der Prozess viel schwieriger.»**

Eritrea 2015 veröffentlicht wurde, beteiligten sich über 5'000 EritreerInnen an einer Protestaktion in Genf zur Unterstützung des Reportes und um ihre Opposition gegenüber dem Regime auszusprechen. «Das war ausserhalb Eritreas bisher die grösste Demonstration gegen Afewerki's Regime überhaupt», sagt Mekonnen. Was ihn persönlich motiviert, ist eine tiefgreifende Hingabe, Ungerechtigkeit zu bekämpfen. «Wenn du liebst, was du tust, dann wirst du auch nie müde davon». Er zweifelt auch nicht daran, dass eine Veränderung in Eritrea geschehen wird. «Das mag in fünf oder auch in zehn Jahren sein. Aber irgendwann

Nach knapp zwei Stunden Unterhaltung mit dem ruhigen und sich bedacht ausdrückenden Mann brechen die Strahlen der Abendsonne durch die bodentiefen Fenster der Lobby. Das Gespräch neigt sich dem Ende zu, Daniel Mekonnen muss weiter. Seine Mission sieht er erst als erreicht, wenn der Untergang des Regimes in Eritrea erfolgt ist. Weiter denkt er noch gar nicht. Wie es danach weitergehen könnte, wird vielleicht dann auch die Aufgabe der nächsten Generation sein. **text: melchior blum, lukas siegfried; bild: melchior blum**

Lust und Hiebe

Einvernehmlichkeit, Empathie und Toleranz sind die Begriffe, mit denen sich der BDSM-Stammtisch in Bern schmückt. Sadismus und Einvernehmlichkeit – ist das nicht ein Widerspruch? Ein Besuch am Stammtisch soll einen Einblick gewähren.

Die lauen Temperaturen laden zum Feierabendbier, die Bars und Beizen der Berner Innenstadt sind gut gefüllt. Ein frühlingshafter Dienstagabend wie jeder andere. Nur drehen sich die Gespräche an diesem Abend in der Bar «Select» um etwas nicht gerade Alltägliches. Einmal pro Monat trifft sich hier der Berner BDSM-Stammtisch. Die Abkürzung BDSM steht für die englischen Begriffspaare *bondage* und *discipline* (Fesseln und Disziplin), *dominance* und *submission*, (Dominanz und Unterwerfung) und *sadism* und *masochism* (Sadismus und Masochismus). Am Stammtisch sind aber auch FetischistInnen willkommen. Und an diesem Abend die *bärner studizytig*.

Eine sexuelle Veranlagung?

Hätte ich ein Defilee in Lack und Leder erwartet, wäre ich schwer enttäuscht worden. Das Erscheinungsbild der gut 25 Gäste an diesem Abend gibt keinen Aufschluss darüber, ob ich denn überhaupt in der richtigen Bar gelandet bin. Der Flyer für die nächste «Kinky-Zone Fetischparty Bern», der mir in die Hand gedrückt wird, zerstreut meine Zweifel dann aber schnell.

Doch was genau ist BDSM? Schwierig einzufangen sei es, zu divers die Bedürfnisse. Vom Adrenalinflash wie bei Extremsport ist die Rede, von der absoluten Hingabe oder Fokussierung auf das Gegenüber. Wichtig sei, und das betonen alle aufs Deutlichste, dass BDSM einvernehm-

lich stattfinde. Auch müssen die Spiele, die im Szene-Jargon auch *Sessions* genannt werden, nicht zwingend mit Sex zu tun haben. So wie es Sex ohne BDSM gibt, gibt es BDSM ohne Sex.

Trotzdem: Für ihn sei BDSM eine sexuelle Veranlagung, erklärt Bänz*. Schon in der Pubertät erregte ihn die Mischung aus Grobheit und Zärtlichkeit. Bänz ist ein Turm von einem Mann. Der pensionierte Handwerker ist noch immer muskulös. Lachfalten umspielen seinen Mund. Seinen Namen möchte er wegen seiner Kinder nicht in der Zeitung lesen.

Mittlerweile ist der Vater zweier Töchter geschieden. Seine frühere Partnerin hatte kein Interesse an BDSM-Praktiken. «Zuerst dachte ich, dass ich ihr zuliebe auf BDSM verzichten könnte. Schliesslich liebte ich meine Frau.» Doch ohne die Spiele fehlte ihm der entscheidende Reiz in ihrem Sexualleben. «Wäre die Sache mit dem BDSM nicht gewesen, wären wir vielleicht heute noch zusammen.»

Vor fast 20 Jahren fand er übers Internet Gleichgesinnte und kam mit der Szene in Kontakt. Auch seine heutige Partnerin lernte er übers Internet kennen. Sie leben eine gemässigte BDSM-Beziehung, in der die Sexual- und Beziehungsebene klar voneinander getrennt werden. Was auf der Beziehungsebene im Alltag passiert, hat mit ihrem Sexualleben nichts zu tun – und umgekehrt. Nur punktuell durchbrechen sie diese Trennung in gegenseitigem Einverständnis. «Wenn sie etwa eine Bus-

se für zu schnelles Fahren bekommt oder wenn sie vergisst, mit mir anzustossen, de git's ufs Füdle!» Schon auch mal mit dem Teppichklopfer oder dem Gurt, der Fantasie sind keine Grenzen gesetzt. Der beste BDSM-Laden sei für ihn immer noch OBI. Aber auch die Landi oder Reitsport Bühler eignen sich gut. Letzterer wegen der grossen Auswahl an Peitschen.

Zu streng bestrafe er seine Freundin nicht. Ein paar blaue Flecken und einige Tage Schmerzen beim Sitzen gehen aber in Ordnung.

«Der beste BDSM-Laden ist immer noch OBI.»

Ausgemachte Safewords sollen während der *Sessions* die devote Person schützen. Die dominante Person, auch *Dom* oder, wenn weiblich, *Domse* genannt, muss dieses Safeword zwingend respektieren. Nur so kann sich die devote Person, auch *Sub*, hingeben und nur so kann BDSM funktionieren.

Kommunikation als Schlüssel

Bänz teilt diese Intimitäten mit beeindruckender Offenheit. «BDSM heisst auch, ehrlich über seine Bedürfnisse zu reden.» Gerade wenn jemand etwas

exotischere Bedürfnisse ausleben wolle, sei es wichtig, diese genau artikulieren zu können. Eine Fähigkeit, die viele Vanillas vermissen lassen. Vanillas ist die Szene-Bezeichnung für Nicht-BDSMlerInnen – die Muggles, wenn man so will. Der Begriff leitet sich vom beliebten Vanille-Eis ab. Geschmacklich zwar solid, aber eben auch etwas langweilig.

«Du bist also der, der über die Pervernen schreiben will», begrüsst mich Lisa* scherzhaft, als sie sich zu Bänz, Rina und mir an die Bar gesellt. Die Frau mittleren Alters trägt ein starres ringförmiges Halsband, an dem ein kleinerer beweglicher Ring befestigt ist. Ein sogenannter «Ring der O», zurückgehend auf den BDSM-Roman «Geschichte der O», wie sie mir später erklärt. Einen weiteren solchen Ring trägt sie an der rechten Hand. Eine Domse würde ihn an der linken Hand tragen. «Damit er beim Schlagen nicht stört.»

Lisa staunt immer wieder über das Unvermögen der Vanillas, ihre Bedürfnisse mitzuteilen. Sie kenne viele Männer, die ihrer Freundin nicht einmal sagen können, dass sie auf Reizwäsche oder High Heels stehen. Für eine BDSM-Beziehung sei ein reger Austausch über die eigenen Gelüste aber unerlässlich. Nur wer genau sagen könne, welche Praktiken zur Anwendung kommen sollen, erlebe BDSM als befriedigend.

Die Kommunikation bei BDSM ist nicht zuletzt wegen des Gefahrenpotenzials essentiell. Fesselspiele oder auch Würgen sind weitverbreitete Praktiken und nicht ohne Risiko. Gerade bei neuen, relativ unbekanntern Partnern muss man sich vor einer Session über Praktiken und Grenzen verständigen. Verbreitet ist in diesen Fällen auch das sogenannte Covering. «Wenn ich mich mit jemandem für eine Session verabrede, den ich noch nicht so gut kenne, kann es sein, dass ich etwa einer Freundin sage, dass ich sie um eine bestimmte Uhrzeit nach der Session anrufe, damit sie weiss, dass alles okay ist», erklärt die Stammtischleiterin Rina den Schutzmechanismus.



Auch bei der Interessensgemeinschaft BDSM Schweiz (IG) ist man sich der Gefahren bewusst. «Aber auch Klettern ist gefährlich», erklärt Simona, die den national tätigen Verein präsidiert. «Gefährlich wird es dann, wenn man nicht das nötige Know-How hat», erklärt die 31-Jährige. Deshalb organisiert die IG neben Parties auch Infoveranstaltungen und Workshops, in denen BDSMler und BDSMlerinnen lernen, gefahrlos Knoten zu knüpfen und sich anatomisches Grundwissen aneignen. Wo darf man nicht geschlagen werden? Wo verlaufen Nervenbahnen?

Gemeinsam Grenzen ausloten

So facettenreich die Praktiken, so unterschiedlich auch die Bedeutung, die BDSM im Leben der Anwesenden hat. Für die Buchhalterin Lisa ist BDSM die Lebenseinstellung, gemeinsam mit einem Partner Grenzen auszuloten. Entsprechend radikaler sind auch ihre Erfahrungsberichte. Acht Jahre lang lebte sie als Sklavin in einer sogenannten 24/7-Beziehung. Zu jeder Zeit musste sie Befehle ihres dominanten Partners entgegennehmen. Ihre Stellung als devote Dienerin empfand sie als lustvoll. Beim Besuch im vollen Restaurant



L-17 11 18
082 07 51
250ml
100% reiner Orangensaft
100% pure jus d'orange

White cream container with gold foil base

White cream container with white spoon

Clear plastic bowl with remnants of food

Bowl of pink hummus

White plate with a fork and food remnants



verlangte er etwa, dass sie sich, von anderen Gästen unbemerkt, ihrer Unterwäsche entledigte und ihm diese überreichte. Auf gemeinsamen Spaziergängen waren ihre Hände oftmals hinter dem Rücken zusammengebunden, ein übergeworfener Mantel verbarg die Fesseln.

Zu Beginn funktionierten ihre Abmachungen gut. Die permanente Unterwerfung lösten bei Lisa «voll das Flash aus.» Doch ihr Partner verlor zusehends den Respekt vor ihr, setzte sich wiederholt über die festgelegten Grenzen hinweg. Seine Schläge wurden härter – zu hart. Um ihrer Gesundheit willen musste sie die Liaison beenden. «Zu Beginn der Beziehung war sein

somit wirkungslos eingestuft, weil sich rechtlich niemand seine Freiheit entäussern und zum Eigentum einer anderen Person werden kann. Aber solche Verträge können die Erwartungen der beiden Partner regeln, Strafen festlegen, Tabus bestimmen und sie können als Beweis der Einwilligung dienen. Denn auch der Dom oder die Domse setzt sich einer nicht unerheblichen Gefahr aus. Es wäre der devoten Person ein Leichtes, die blauen Flecken als Folgen häuslicher Gewalt darzustellen. Der Beweis des Doms, diese seien durch einvernehmlichen BDSM entstanden, gestaltet sich ohne schriftliche Einwilligung schwierig. Von solchen Fällen hat Simona auch

Dass sich jemand wiederholt und ohne Konsequenzen über BDSM-Grundsätze hinwegsetzen könne, sei aber unwahrscheinlich, sagt Simona. Die Szene ist überschaubar: Der nationale Verband zählt 120 Mitglieder; auf Fetlife – dem Facebook für BDSM-AnhängerInnen und FetischistInnen – geben 14'000 Mitglieder einen Schweizer Wohnort an. «Die soziale Kontrolle funktioniert gut», erklärt Simona. Es spreche sich schnell herum, wer die schwarzen Schafe seien. Diese fänden nur schwer neue PartnerInnen.

Manche Leute hätten aber auch die Veranlagung, immer wieder in diese Opferrolle zu geraten, meint Rina. Statistisch seien derartige Vorkommnisse aber selten.

Solche Geschichten führen zum zweifelhaften Image der Szene. Jedoch klagt am Stammtisch kaum jemand über Ressentiments. Im Gegenteil: Viele würden mit leiser Bewunderung auf sein Outing reagieren, meint Bänz. Wohl weil er sich etwas getraue, dass manch einer gerne selber ausprobieren möchte. «Schliesslich steckt in jedem Menschen etwas BDSM, auch bei der Missionarstellung ist jemand oben und empfindet diese Dominanz als lustvoll.» Und die gelegentlichen Sprüche, die Bänz von Arbeitskollegen zu hören bekam, waren nicht böse gemeint.

Auch dem Erfolg von «50 Shades of Grey» ist es zu verdanken, dass die Bekanntheit von BDSM zu- und die öffentliche Skepsis abgenommen haben. Zwar äussern sich alle der am Stammtisch auf die Roman-Trilogie angesprochenen abfällig. Sie zeige nicht, was BDSM wirklich sei. «Doch wenn es zu etwas mehr Interesse an BDSM führt, ist das gut», meint Rina. Gerade die Anzahl junger Leute, die mit BDSM etwas sexuelle Abwechslung erfahren wollen, habe seit den Büchern und Filmen zugenommen.

«Warum sollte eine Person, die die einvernehmliche, gespielte Dominanz als erotisch erlebt, nicht auch an der übergriffigen Dominanz Gefallen finden?»

Ziel, mich mit Schlägen zum Orgasmus zu bringen, gegen Ende der Beziehung wollte er mich mit Schlägen zum Weinen bringen. Das ist ihm auch gelungen.»

Auch Simona von der IG glaubt, dass solche 24/7-Beziehungen schwierig umzusetzen sind. Zwar kenne sie Paare, denen das gelingt. Doch es bestehe die erhöhte Gefahr, dass solche Beziehungen destruktiv werden.

Manche solcher Paare regeln ihre gegenseitigen Rechte und Pflichten in einem Sklavenvertrag. Zwar würde ein solcher Vertrag von einem staatlichen Gericht wahrscheinlich als sittenwidrig und

schon gehört. Dennoch seien schriftliche Einwilligungen sehr selten. Auch sie selbst käme nicht auf die Idee, eine Vereinbarung zu verlangen. «Ich schaue einfach, dass ich solche Spiele mit Leuten mache, zu denen ich genug Vertrauen habe.»

Eskalationen, wie sie Lisa schildert, seien Einzelfälle, und würden nur die Notwendigkeit guter Kommunikation unterstreichen. Bei Lisa scheinen sich solche Einzelfälle aber zu häufen. Bei einem Fesselspiel – Lisa hing kopfüber an der Decke – reagierte ein anderer Dom nicht auf das Safeword. Eine Taubheit im Fuss erinnert Lisa bis heute an diesen Vertrauensbruch.

Dennoch: In der Öffentlichkeit besteht durchaus Ablehnung. So verlassen denn auch zwei Herren am Nebentisch nase-rümpfend das Stammtischlokal, als ihnen bewusst wird, wo sie gelandet sind. Auch Lisas Familie reagierte mit Ablehnung auf ihr Outing. Ihre sexuellen Neigungen sind ein Tabuthema. Aus diesen Gründen führt die IG eine Liste mit Fachkräften, wie ÄrztInnen oder AnwältInnen, die BDSM gegenüber positiv eingestellt sind. Zudem sind nicht alle Berufsfelder gleichermaßen BDSM-freundlich: Gerade in sozialen Berufen ist ein Outing heikel. Deshalb lassen Bänz und seine Freundin, die als Lehrerin arbeitet, auch die Fahrt auf dem Torture Ship auf dem Bodensee aus. Die schwimmende BDSM- und Fetischparty ist ein gefundenes Fressen für die Boulevardpresse. Das Risiko, dass Eltern ihrer SchülerInnen sie in der bildintensiven Berichterstattung erkennen könnten, will die Lehrerin nicht eingehen.

Gegenseitiger Respekt

Durch ihre Stellung als Vereinspräsidentin kennt Simona die Fehlvorstellungen, die in der Öffentlichkeit noch vorherrschen. Nach einem aufsehenerregenden Gewaltverbrechen, das gewisse SM-Elemente beinhaltete, war Simona als «Expertin» gefragt und musste den Medien erklären, dass BDSM-Praktiken, gegen den Willen einer Person ausgeübt, mit BDSM nichts zu tun haben. Doch die Frage drängt sich auf: Warum sollte eine Person, die die einvernehmliche, gespielte Dominanz als erotisch erlebt, nicht auch an der übergriffigen Dominanz Gefallen finden? Bietet BDSM potentiellen Gewalttätern einen niederschweligen Einstieg? Oder umgekehrt: eine Therapieform?

«Weder noch», meint Simona. Sadismus gegen den Willen einer Person und einvernehmlicher Sadismus seien zwei komplett verschiedene Dinge.

Zum einen hätten die einvernehmlichen SadistInnen nur dann Spass, wenn der oder die andere auch etwas davon habe. «In dem Moment, wo es dem anderen nicht mehr gefällt, macht es auch mir keinen Spass mehr.» Hingegen würde es den nicht-einvernehmlichen SadistInnen erst dann Spass machen, wenn sie eine Grenze überschreiten. Simona glaubt nicht, dass SadistInnen im medizinischen Sinn an einer BDSM-Party Freude haben würden.

Zum anderen sollen erotische Phantasien längst nicht immer Wirklichkeit werden. «Wenn jemand eine Vergewaltigungsphantasie hat, heisst dies nicht, dass diese Person tatsächlich vergewaltigt werden möchte.»

Gerade von den Medien würde sich Simona eine differenziertere Berichterstattung wünschen. Doch auch die WHO listet Sadomasochismus noch als Störung der Sexualpräferenz. Die Einvernehmlichkeit spielt hierbei keine Rolle. Auch die schweizerische Gesetzgebung differenziert nicht: Im «Pornografie-Artikel» des Schweizerischen Strafgesetzbuchs wird der blosse Konsum von pornografischem Material, das Gewalttätigkeiten beinhaltet, unter Strafe gestellt. Solche Bestimmungen würden zu kurz greifen und schaden letztlich den BDSM-AnhängerInnen.

So komplex und vielseitig sich die Szene auch gibt: Ist BDSM nicht Ausdruck einer Sehnsucht nach klaren Rollen in einer immer unübersichtlicheren Welt? Doch Simona gibt zu bedenken: «Es stellt sich die Frage, wer in einem Spiel wirklich die Oberhand hat. Der aktive Part bestimmt zwar oberflächlich, was gemacht wird, aber nur in dem Rahmen, den der Passive zur Verfügung stellt.»

Auch sei es ein Klischee, anhand des äusseren Lebenswandels einer Person bestimmen zu können, welche Rolle sie in einem BDSM-Spiel einnimmt. Das

«In dem Moment, wo es dem anderen nicht mehr gefällt, macht es auch mir keinen Spass mehr.»

Bild, wonach sich der Hilfsarbeiter nach der dominanten Rolle sehnt, während sich die Verwaltungsratsvorsitzende unterwerfen wolle, treffe nicht immer zu. Auch sei kein Muster erkennbar, nach dem Männer etwa vermehrt in die dominante und Frauen in die devote Rolle schlüpfen. Dazu kommt, dass sich auch viele Personen als Switch bezeichnen, also je nach Spiel und PartnerIn eine andere Rolle einnehmen. So auch Simona selbst. BDSM bietet so die Möglichkeit, sich und seine Partnerin oder seinen Partner in verschiedenen Rollen zu erleben und neu zu entdecken.

Als einer der letzten verlasse ich das Lokal an jenem Dienstagabend. «Geile Albträume», werden mir zum Abschied gewünscht. Diese bleiben aus. Doch das Bild einer Gruppe von herzlichen Menschen wird bleiben. **text: levin sommer, saare yosief; bild: levin sommer**

** Name geändert.*



«Geht, lebt in einer Höhle in Afghanistan!»

Mit seinen aufwendigen Reportagen wie «Die Dschihadisten von Bümpliz» oder dem «Zürcher Kokain-Report» hat sich der WOZ-Journalist Daniel Ryser einen Namen gemacht. Die *bärner studizytig* hat ihn in Zürich getroffen und sprach mit ihm über das Verhältnis der Medien zur Gesellschaft, Wege in den Journalismus und Biofleisch.

Du hast ja gerade erst in der WOZ einen Artikel über die Schlägerei vor dem Prime Tower zwischen GC- und FCZ-Ultras geschrieben, der ziemlich hohe Wellen geschlagen hat...

...hat man das so mitbekommen?

Ja, beispielsweise in LeserInnenbriefen oder auf Twitter.

Hm, es hat aber glaube ich fast keine Aboabmeldungen gegeben, ich war fast ein bisschen enttäuscht (lacht).

Auf jeden Fall wurde dir auch von LeserInnen vorgeworfen, dass du Gewalt verharmlost. Triffst dich solche Kritik?

Man muss da schon vorsichtig sein: Diese Zuschriften sind erst gekommen, als der Text online war, daher kann das auch aus einem weiteren Umfeld kommen. Treffen tut es mich aber höchstens in der Hinsicht, dass die Leute – ich kann es wirklich nicht anders sagen als beleidigend – offensichtlich so irre drauf sind, dass sie so einen Artikel gar nicht mehr genau lesen. Ich meine, in dem Artikel ist es an keiner Stelle darum gegangen, dass die Leute sich entscheiden müssten, ob sie Gewalt gut oder schlecht finden. Es ging darum, dass etwas passiert, das viele Leute verstört und dann um die Frage, wie man damit umgeht, mal ganz banal. Vielleicht auch der Umgang mit Subkulturen allgemein, wo es vielleicht ein Teil ist, dass man sich halt gegen aussen verschliesst. Darum ging es eigentlich.

Das hast du dann auch auf Twitter nochmals versucht klarzustellen.

Ich habe manchmal schon das Gefühl, in die Diskussion eingreifen zu müssen, gerade wenn ich merke, dass Sachen unterstellt werden, die einfach falsch sind. Jetzt zum Beispiel sagen die Leute nur noch: «Hey, da relativiert einer

Gewalt.» Oder Leute, die mir vielleicht eher wohlgesinnt sind, sagen: «Na, wenn es diesen Kodex gibt, ist es ja in Ordnung.» Das wollte ich ja auch nicht sagen, ich finde der Staat kann auch nicht einfach Leute einander verprügeln lassen, da öffnet man die Tür zu Nötigung und Selbstjustiz. Man kann es natürlich auch komplett entgleiten lassen, aber dann merkt man, es geht sehr weit weg von dem, was man eigentlich sagen wollte.

Geht es also irgendwie auch darum, die Deutungshoheit über den eigenen Artikel zu behalten?

Nein, man kann den Leuten ja auch nicht sagen, wie sie den Artikel lesen oder verstehen sollen. Also nicht die Deutungshoheit, aber zumindest sagen: «Hey, halt mal, lies doch den Artikel nochmal.» Manchmal geht es schon auch ein bisschen ums Richtigstellen meiner Intention. Der Rest, wenn das ihre Meinung ist, meinestwegen. Ich habe aber sicher nirgends gesagt, ich fände es voll geil und unterstütze es, wenn die Leute sich zusammenschlagen.

Du willst also journalistische Verantwortung übernehmen?

Ja, wenn man es pathetisch sagen will. Aber es ginge wohl auch ohne soziale Medien. Manchmal habe ich das Gefühl, fuck it, ich schreibe einfach meine Artikel und wenn es wirklich hart auf hart kommt, dann müssen die Leute halt den Scheiss-Artikel einfach nochmal lesen. Also wenn jetzt wirklich jemand kommt und sagt «Dieser Sauhund, der verherrlicht Gewalt, ich zeige ihn jetzt an», dann muss ja dann irgendjemand am Ende nochmal den Artikel lesen. Von daher gesehen sollte ich vielleicht meinen Scheiss-Twitter-Account einfach löschen, ist wirklich nur Zeitverschwendung. Das einzig wirklich Geile an Twitter ist, dass du vieles mitbekommst aus der Welt, wenn du gute Leute abonniert hast. So Artikel, die geteilt werden, das ist schon geil.

«Ich habe überhaupt keine Lust, als Reporter so eine Moralfahne vor mir hertragen zu müssen.»

Im Artikel hast du nicht zuletzt die Medien kritisiert.

Natürlich ging es auch um den Umgang mit Medien. Um das Gefühl, man könne gewisse Sachen gar nicht mehr normal schreiben oder nicht mehr normal ergründen, ohne dass gleich der Vorwurf kommt, man rechtfertige diese Sache. Ich habe überhaupt keine Lust, als Reporter so eine Moralfahne vor mir hertragen zu müssen und immer zu sagen: «Davon distanziere ich mich übrigens.» So könnte ich gar nicht mehr arbeiten. Wenn ich nur noch über nette Menschen ohne Probleme schreiben dürfte, wenn ich bei anderen Sachen immer sagen müsste «Aber aus meiner bürgerlichen Schweiz-Gartenhof-Warte ist das übrigens böse.» Das ist kein Journalismus, so bestätigt man nur, wer gut und wer böse ist. Was ist das für eine doofe Auffassung von Gesellschaft? So funktioniert Gesellschaft einfach nicht. Die Gesellschaft hat ja nicht nur eine Seite, Gesellschaft hat tausend Seiten.

Siehst du denn Schwarz für die Zukunft deiner Branche? Geht das Genre der Reportage verloren und es bleibt lediglich eine Von-Oben-Herab-Berichterstattung?

Ich finde, es werden schon noch Reportagen geschrieben. Aber gerade bei diesen subkulturellen Themen ist der Zugang tatsächlich schwierig: Zu einer Subkultur gehört ja auch, dass man sich eigentlich gar nicht erklären will. Sobald du eine Subkultur sozialarbeiterisch auseinanderzunehmen und zu analysieren beginnst, ist das ihr Tod. Was ich halt oft beobachte, ist eine extreme Von-Oben-Herab-Haltung, die das gesellschaftliche

Bild davon, was gut und schlecht ist, formt. Dabei sollten die JournalistInnen sagen: «Ist doch uns völlig egal, ob dies jetzt auf meinem moralischen Kompass richtig oder falsch ist. Ich will einfach, dass die LeserInnen einen Einblick erhalten, wie bei jedem anderen Thema auch.» Das ist bei Subkulturen extrem verloren gegangen, das sieht man auch an dieser Diskussion. Die JournalistInnen kommen mit Schaum vor dem Mund und sagen nur: «Scheisse, scheisse, scheisse! Schlimm, schlimm, schlimm! Neue Dimension der Gewalt, oh mein Gott, alles geht unter!»

Sind solche Berichte vielen Zeitungen heute nicht schlicht zu aufwendig?

Natürlich ist das eine Riesearbeit. Das muss ich auch auf der WOZ immer wieder sagen. Da kommt jemand vorbei und sagt: «Kannst du auf nächste Woche sowas machen?» Zu dem Zeitpunkt habe ich vielleicht ein, zwei Leute getroffen, aber die müssen sich jetzt erst mal zwei Monate überlegen, ob sie mich überhaupt noch mal treffen wollen. Für solche Dinge benötigt man einfach auch einen sehr langen Atem. Als JournalistIn kannst du nicht einfach zu den Leuten gehen und sagen: «Du rede jetzt mit mir, ich habe eine Woche Zeit!» Die meisten Leute sind zwar mediengeil, aber dann gibt es auch noch die, die es nicht sind. Und die, die es nicht sind, musst du auch irgendwie mit demselben Respekt behandeln, oder sogar mit mehr, sonst kommst du einfach nirgends hin.

Wenn wir schon bei langatmiger Recherche sind: Wie gewinnst du das Vertrauen von deinen Kontaktpersonen, beispielsweise bei der Kokain-Reportage?

Bei Subkulturen oder Sachen, die illegalisiert sind, gibt es zwei Möglichkeiten. Entweder du kommst wirklich selber aus einem ganz bestimmten Milieu. Bei Kokain, wenn du zum Beispiel selbst im grossen Stil Kokain verkauft hast und all die Leute kennst und sie ein enormes

Vertrauen zu dir haben und dann wirst du plötzlich Journalist. Da kann ich mir schon vorstellen, dass die Leute sagen würden: «Okay, mit dem einen rede ich jetzt.» Oder du redest jahrelang mit solchen Leuten und führst Hintergrundgespräche. Ich will jetzt keine Szenen nennen, aber es gibt zwei, drei, in denen ich seit Jahren Hintergrundgespräche führe, in denen mir die Leute die krassesten Sachen erzählen. Die würden nie mehr mit mir reden, wenn ich auch nur jemals ein Wort davon verwenden würde. Ich führe diese Gespräche jedoch trotzdem, weil ich wissen will, was passiert, und so kann es sein, dass irgendwann die Leute sagen: «So, jetzt sitzen wir zusammen für eine Geschichte.» Gerade in den Szenen, in denen es um so Sachen, um Graubereiche geht, musst du einfach sehr viel mit Leuten hängen und diskutieren und reden. Aber auch immer deine Position klarmachen, also einerseits bist du privat da; was wir reden, bleibt unter uns. Andererseits bist du doch JournalistIn und vertrittst als JournalistIn gewisse Positionen.

Du bist ja für den Kokainreport ein halbes Jahr abgetaucht und man hat nichts mehr von dir gehört. Hat sich das aber schon vorher abgespielt, wenn du sagst jahrelang?

Ja, das bezieht sich auch auf andere Szenen. Aber ich habe ja diesen Artikel nicht alleine geschrieben, wir waren zu zweit – aber viel mehr kann ich jetzt zu unseren Recherchemethoden nicht sagen. Es war extrem viel Arbeit, es sind auch viele Gespräche, die wir geführt haben, gar nicht in dem Artikel drin. Das Abtauchen hat damit zu tun gehabt, dass ich an meine Kapazitätsgrenze gekommen bin. Mit jemandem ein Interview zu führen, von dem du weisst, dass er für das, was er tut, 5–15 Jahre ins Gefängnis geht, ist relativ aufwendig und schwierig. Du bist ja nicht einfach irgendwo in Guatemala im Dschungel und redest mit irgendeinem Drogenbaron. Du bist hier in Zürich und redest mit einer Person von hier – das wird dann ganz konkret und

sehr nahe. Das klingt jetzt so banal, aber du sitzt eben nicht einfach eine Stunde hin und dann gehst du nach Hause und tippst es ab. So ein Interview zu erhalten und das Interview zu führen, bedeutet viel Anstrengung. Schon allein mit so einer Person im selben Raum zu sein, das auszuhalten, das zu wissen – die Verantwortung, die das mit sich bringt, bezüglich Quellenschutz, dem Absichern von allem. Das ist sehr anstrengend.

«Die Leute sind so hirngefickt von dem 20Minuten-Abschaum, dass sie das Gefühl haben, das sei Journalismus.»

Zu deinen Recherchemethoden: Bist du manchmal auch auf Widerstand gestossen, hast du jemanden schon mal wütend gemacht?

Ja eh. Mega fest. Das ist mein Leben. Wirklich, ich habe manchmal das Gefühl, es sind alle einfach «dauerhässig». Also so stimmts auch nicht, aber es ist einfach... Ich glaube, dass ich zum Teil auf extremes Misstrauen stosse. Auch verständlicherweise. Also das klingt jetzt so huere arrogant – ich muss aufpassen, was ich sage. Es gibt mega viele Leute in diesem Land, die mega guten Journalismus machen, das muss ich jetzt wirklich auch mal sagen, sonst kommen wieder alle und sagen: «Du hast das Gefühl, du bist der Einzige» – habe ich überhaupt nicht. Was ich meine, wenn ich die Medien kritisiere, ist eher, dass halt die Leute glaub so hirngefickt sind von dem 20Minuten-Abschaum, dass sie das Gefühl haben, das sei Jour-

nalismus. Weil das alles so zudeckt. Das deckt all die guten Reportagen oder Texte zu, die eine Daniela Janser schreibt, die ein Christof Gertsch schreibt, Leute, die wirklich gute Arbeit machen, bei der du wirklich sagen kannst «wow». Und die Leute haben das Gefühl, Journalist sein heisst, es kommt einfach schnell einer vorbei und schreibt in SMS-Deutsch irgendeine Meldung, die gar nicht stimmt, Hauptsache Klicks. Und aufgrund dessen stösst man auf so viel Ablehnung und es ist sehr schwierig, das Gegenüber daran zu erinnern, dass Journalismus eigentlich etwas ganz anderes bedeutet. Und ich glaube, wenn du dir viel Zeit nimmst und die Leute merken, dass es deine Absicht ist, nicht einfach vorbeizuschauen und die Leute hereinzulegen, dann nimmt auch irgendwann die Ablehnung ab.

Nun noch eine ganz andere Frage: Wie bist du zum Journalismus gekommen? Du hast bekanntermassen zuerst eine Lehre als Zigarrenverkäufer absolviert. Das liegt nicht gerade in derselben Branche. Wie kam das?

Ich war tatsächlich Zigarrenverkäufer. Neben dem Geschäft gab es eine Lokalredaktion. Und ich wollte immer schreiben – das schon. Ich habe auch immer viel gelesen. Als ich die Lehre als Zigarrenverkäufer gemacht habe, dachte ich, ich müsse etwas machen, bei dem ich nicht viel denken muss. Wieso auch immer. Das war auf jeden Fall die Motivation. Irgendwann hat mir das nicht mehr gereicht. Dann spazierte ich in die Redaktion und sagte, ich würde gerne mit dem Schreiben beginnen. Das funktionierte auch: Die verantwortliche Redaktorin und ihre Kollegin förderten mich extrem. Zuerst fanden sie: «Also gut, junger Mann, dann schreib doch mal einen Artikel.» Danach meinten sie, ich solle noch einen schreiben. Dann kamen sie zum Schluss, ich sei zwar ein Amateur, aber sie wollen mich fördern.



Ganz schön spektakulär.

Das klingt jetzt zwar spektakulär, aber nur, weil das nicht der herkömmliche Weg ist. Heute haben ja alle das Gefühl, Journalismus müsse man studieren. Ich finde, das ist die schlimmste Entwicklung überhaupt. Ich finde, die Leute sollen Zigarrenverkäufer sein, Arabisch studieren oder zehn Jahre in einer Höhle leben. Auf jeden Fall eine gewisse Lebenserfahrung sammeln oder sich ein extremes Wissen auf einem bestimmten Gebiet aneignen. Irgendetwas, bei dem sie danach wissen, wovon sie sprechen, statt irgendein neoliberales Blödsinnskonstrukt zu lernen. Ein Studiengang, in dem Journalismus und Kommunikation praktisch gleichgesetzt werden – das ist Verrat am Journalismus. Ich rate allen, die Journalismus studieren wollen, davon ab. Alle, die JournalistIn werden wollen, sollen sich irgendwo ein Wissen aneignen. Sei es eine Schreinerlehre oder ein Studium der Astrophysik. Am liebsten auch noch viel reisen. Auch irgendwie eine Persönlichkeit werden. Aber sicher

kein solch verblödetes Studium, in dem einem das Gefühl vermittelt wird, Journalismus und Kommunikation wären dasselbe. Klar ist es nicht so, dass die Leute, die das machen, dann per se schlecht sind. Es gibt sicher welche von den besten JournalistInnen, die auch einen solchen Weg gegangen sind. Es gibt halt einfach tausend Wege, JournalistIn zu werden, da finde ich meinen gar nicht so aussergewöhnlich. Den Leuten weismachen zu wollen, es gebe nur den einen – das Journalismusstudium – das finde ich falsch. Geht, lebt in einer Höhle in Afghanistan!

Hast du das Gefühl, dass gerade wegen solchen Ausbildungen JournalistInnen heute eher von oben herab berichten, statt auf Augenhöhe?

Das kann sein. Fakt ist aber auch, dass heute jedes Scheiss-Departement seinen Sprecher hat, der dir eine gefilterte Wahrheit verkauft. Da kommst du ja gar nicht mehr an die Leute ran. Da musst du schon ins Polizeidepartement



«Heute haben ja alle das Gefühl, Journalismus müsse man studieren. Ich finde, das ist die schlimmste Entwicklung überhaupt.»

einbrechen, einen Fahnder entführen und auf der Toilette dazu zwingen, mit dir ein ehrliches Gespräch zu führen. Weil du sonst nur eine durch sieben Stellen gefilterte Realität bekommst. Wenn du mit einem Fahnder off the record einen Kaffee trinken gehst, kriegst du ein ganz anderes Bild. Die Polizei in Bern hat ja auch immer das Gefühl, wir stellen sie schlecht dar: «Daniel Ryser – so schlimm, wie er uns dargestellt hat!» Ey, ich habe wochenlang versucht, mit den Berner Polizisten zu sprechen. Aber da wirst du einfach abglockt von irgendwelchen vollretardierten Kommunikationsheinis, die dir nur Mails schreiben. Natürlich habe ich dann ein entmenslichtes Bild dieser Institution. Wenn die mir einen Typen vorbeischicken würden, der sagt, er sei dabei gewesen bei der Hausdurchsuchung und wir sollten zusammensitzen, weil er das etwas anders sieht, ich glaube, dann wäre mein Artikel ganz anders herausgekommen. Wenn du aber auf der einen Seite Leute hast, die reden, die Opfer sind von Polizeigewalt und auf der anderen Seite einen anonymen Kommunikationsapparat, ist völlig klar, wie mein Artikel herauskommt: Auf der

einen Seite habe ich Menschen, auf der anderen ein Email. Diese Entwicklung ist ein Riesenproblem, das auch in den Journalismus einfließt.

Ist unter diesen Bedingungen in der Schweiz Qualitätsjournalismus noch möglich?

Es gibt bei der «NZZ am Sonntag», beim «Tagi-Magi», bei der «WOZ», bei der «Republik» tolle ReporterInnen. Auch die «Schaffhauser AZ» macht mega geiles Zeug, das «St. Galler Tagblatt» wahrscheinlich punktuell auch. Und natürlich verfolgt man auch nicht alles. Es gibt eine Menge guter Leute, sie stehen aber unter ökonomischen Zwängen, die ihnen die Hände binden. Es gibt aber nach wie vor noch sehr guten Journalismus. Es geht einfach völlig unnötigerweise sehr viel verloren. Das hat auch mit dem Selbstbewusstsein zu tun: Wenn immer gesagt wird «eigentlich könnte man euch auch abschaffen», kann eine ReporterIn gar nicht mehr als Respektsperson, die etwas zu sagen hat, daherkommen. Das empört mich übrigens auch an diesen Diskussionen über Gewalt: Es ist so einfach zu sagen, Gewalt

sei schlecht. Aber werden JournalistInnen überhaupt noch ernst genommen, wenn dies das Einzige ist, was sie zu sagen haben? Ist es nicht genau unsere Aufgabe, solche Dinge dreimal weiter zu denken? Einen überraschenden Zugang zeigen, etwas, das einen zum Nachdenken, zum Diskutieren und Debattieren bringt? Man kann schon schreiben: «Das ist das Hinterletzte und das neue Stadion gefährdet es auch noch!» Dann können wir uns auch einfach an den Stammtisch setzen und sagen: «So ist es!» Wirklich weiter gekommen sind wir dann aber nicht. Wir müssen im Journalismus wahnsinnig aufpassen, dass nicht solche Figuren verloren gehen. Figuren, von denen wir sagen: «Das interessiert mich, was die zu sagen hat.»

Du bist unter deinem Alias Göldin ja auch musikalisch unterwegs. Beim Reinhören ist uns aufgefallen, dass du viele Themen sowohl in deiner Musik als auch in deinen journalistischen Texten verarbeitest. Kann man Göldin und Dani überhaupt trennen?

Vielleicht je länger, je weniger. Ich habe mich jedoch nun zwei Jahre lang überhaupt nicht mehr mit der Musik beschäftigt, weshalb es für mich schwierig ist, etwas darüber zu erzählen. Ich schreibe jedoch meine Texte darüber, was hier in meiner Lebensrealität vor sich geht. Und da ich mich in dieser Stadt bewege, prägt das meine Wahrnehmung und meine journalistische Arbeit. Den Kokain-Report habe ich beispielsweise geschrieben, weil in Zürich so viel Kokain konsumiert wird. In dem Sinn sind die Betrachtungen in meiner Musik sehr ähnlich: Man läuft durch die Stadt und sieht Dinge passieren. In der Musik kann ich da etwas subjektiver sein. Wie wenn ich einen Blog hätte.

Was hast du eigentlich gegen Bioprodukte? In deinen Liedern findet man Zeilen wie: «Züri brännt nüm, Züri verhauff itz Biofleisch.»

Ich geh einfach gerne zu McDonald's (lacht). Nein, Spass beiseite. Ich kann dir sagen, was ich gegen Biofleisch habe. Ich kann dir auch sagen, was ich gegen eine Verkehrsstilllegung der Stadt habe. Oder was ich gegen Fussgänger mit Kinderwagen habe. Ich wohnte einst an der Weststrasse, als sie die befahrenste Strasse war – ein echtes Höllenloch. Da wollte man wirklich nicht wohnen. Und natürlich wollen die Hausbesitzer, die das Haus 30 Jahre lang nicht vermieten konnten, nun richtig schön Cash machen. Das Problem ist jedoch, wenn eine ganze Stadt begrünt und verbioisiert wird, ohne dass diese Entwicklung an eine Idee des sozialen Zusammenlebens gekoppelt wird, dann heisst das am Ende: Die Stadt ist verkehrsberuhigt, aber unbezahlbar und überall gibt es Bioprodukte, die sich niemand mehr leisten kann. In diesem Sinn werden die ganzen extrem teuren Bioläden zu einem Symbol für etwas. Natürlich kann man sagen, dass es irre ist, in einer Welt zu leben, in der fair produzierte Produkte fast nicht bezahlbar sind und gleichzeitig ein Symbol der Stadtsäuberung darstellen. Dann bist du plötzlich in einer Zwickmühle und sagst: «Wenn jetzt auch noch die Langstrasse verkehrsberuhigt wird, werde ich mich vehement dagegen einsetzen.» Ich glaube, es gibt inzwischen sehr viele, gerade aus der AL oder so, die das voll unterstützen wür-

den. Denn wenn all die Bestrebungen, einen lebenswerten Raum zu schaffen, nicht gekoppelt werden an einen städtischen Wohnungsbau zum Beispiel, dann läuft es auf einen Austausch der Bevölkerung hinaus: Erst gab es eine dreckige Stadt für Leute ohne Geld und sobald sie schön begrünt ist, wohnen nur noch die Reichen da und die Armen in Schlieren. Das meine ich, wenn ich sage: «Züri brännt nüm, Züri verhauff itz Biofleisch.» Es ist eigentlich ein Bild für etwas, ohne dass ich es werten will. In dem Moment steht Biofleisch tatsächlich dafür, dass alles gesetzter, sauberer und teurer wird. Das mag etwas undifferenziert sein. Es ist aber auch undifferenziert zu glauben, durch eine Begrünung werde alles besser und schöner.

und alle, die damit nicht mehr klarkommen, seien schon mal zu verurteilen. Das hat auch mit meiner persönlichen Realität nichts zu tun. Ich kenne persönlich Leute, die echt Schwierigkeiten damit haben, finanziell über die Runden zu kommen, die mit der Steuererklärung nicht klarkommen, die Depressionen haben. Das passiert ja alles in deinem Umfeld. Ich kann ja als Journalist nicht so tun, als stünde ich auf der anderen Seite. Das sind ja meine Leute, also ist es als Journalist meine Aufgabe, für das Bewusstsein zu sorgen, dass das alles Teil unserer Normalität ist. Dass es extrem viele Leute gibt, die nicht mehr klarkommen. Dass es absolut nicht normal ist, nicht normal zu sein. Mit dem hysterischen Boulevardton findet etwas statt, das

«Wenn immer gesagt wird «eigentlich könnte man euch auch abschaffen», kann eine ReporterIn gar nicht mehr als Respektsperson, die etwas zu sagen hat, daherkommen.»

Im Artikel über die Ultras hast du die Angst vor dem Anderen und die Entwicklung in Richtung Säuberung der Gesellschaft angesprochen. Spiegelt sich das auch in der Stadtplanung wieder?

Es ist eine allgemeine Tendenz, eine Entwicklung, die sich nicht zuletzt in der Architektur ausdrückt: Es werden Orte gebaut, wo Leute nicht mehr sitzen und verweilen können. Es werden extrem teure Orte gebaut, die sich praktisch niemand mehr leisten kann und die ab 20 Uhr mit Lärmklagen zugeklagt werden, damit sich auch ja niemand mehr dort bewegt. Das geht schon damit einher, dass urbane Räume – beworben als Orte, an denen etwas geschieht – komplett lahmgelegt und stillgelegt werden. Wenn ich die Medien konsumiere, empfinde ich das schon als Säuberung. Dieser vorherrschende Polizistenton, der sagt, dass es nur einen ganz kleinen Teil der Gesellschaft gebe, der in Ordnung sei und alles, was davon abfällt

letztlich auch auf mich abzielt. Ich finde, das kann schon mit dem harten Begriff der Säuberung beschrieben werden. Das zeigt sich ja auch bei den Reaktionen, die ich auf diesen Fussballartikel erhalten habe. Wenn ich nur schreibe: Offensichtlich passiert etwas in dieser super-gentrifizierten Stadt; ein Video taucht auf, auf dem ein extremer Gewaltausbruch dokumentiert ist. Wenn du da schon nur nicht einen Artikel schreibst, in dem du sagst, wie schlimm das doch sei, sondern schreibst: «Ok, das passiert. Das ist offensichtlich Realität und offensichtlich passiert es nicht nur einmal, sondern sehr häufig. Was heisst das nun?» Schon nur dann kommt ein riesiger Sturm Leute, die sagen, das dürfe man nicht schreiben, das sei zu verurteilen. Dagegen wehre ich mich. All das gehört auch zur Säuberung. Was darf man noch schreiben? Womit darf man sich überhaupt noch auseinandersetzen? Heisst jemandem eine Stimme geben schon, sich mit der Person zu solidarisieren? **text: lucie jakob, noah pilloud; bilder: sam von dach**

David (22) aus Zofingen fragt:

Was sind eigentlich gleichlange Spiesse und weshalb werden sie nicht nach dem Giesskannenprinzip verteilt?

Lieber David

Als Vertreter der Fonduekultur fühle ich mich von der Problematik der gleichlangen Spiesse natürlich besonders angetan. Im gesellschaftlichen Happening des gemeinsamen Käserührens manifestiert sich sodann das, was nadelgestreifte SchlipsträgerInnen als Chancengleichheit benamsen: Alle haben gleichlange Spiesse, aber wer schneller rührt, bekommt auch mehr Käse. Das ist abendländische Leitkultur par excellence. Gleichzeitig ist mir nicht entgangen, dass du, lieber David, hier dem Experten ganz luziferisch ein Schnippchen schlagen willst. Denn sind gleichlange Spiesse überhaupt vorstellbar, wenn sie nicht nach dem Giesskannenprinzip – also gleichmässig – verteilt wurden? Da braucht es schon einen ganz wahnsinnig raffinierten logischen Kniff, um dieses Schlamassel noch als Sieger zu verlassen. Dieser ganz wahnsinnig raffinierte logische Kniff könnte darin bestehen, sich plärrend auf den Boden zu werfen und wie wild zu strampeln – der klassische Opfertrick, der im Gegensatz zum Enkeltrick ganz her-

vorragend funktioniert. Anders kann ich mir jedenfalls nicht erklären, dass gewisse nicht näher zu bezeichnende Bauernparteien und ihr Klientel deutlich gleichlängere Spiesse haben als andere. Daraus schliesse ich, dass das Giesskannenprinzip hierzulande ausschliesslich im Garten zur Anwendung gelangt.

Aber Achtung: Ich will dir hier keinesfalls ein Loblied auf das besagte Prinzip vorglucksen. Das historische Erbe der Pfahlbauer lehrt uns, dass sich auf unebenem Grund mit gleichlangen Pflöcken kein gerades Haus bauen lässt. Wir kommen also nicht weit, wenn wir Spiesse wie das Schlangensbrot beim Bräteln verteilen und deshalb hat dein Experte für solche abenteuerlichen Ideen nur zwei hochgezogene Mundwinkel und eine verächtliche Drehung um 180 Grad übrig. Stattdessen gilt: Andere Menschen, andere Bedürfnisse. Hierzulande ist das so auszulegen, dass wer viel Geld hat, auch viel ausgibt und deshalb finanziell unterstützt werden muss. Reich sein ist eben nicht billig. «Auch die Pauschalsteuer ist zu teuer», lautet ein recht einfältiges Bonmot, das BewohnerInnen der Goldküste für unheimlich schlau halten und sich gerne als Morgengruss über den Gartenzaun zurufen:

«Hoi Bruno, heute schon die Bilanz getürkt?»

«Klaro Housi, auch die Pauschalsteuer ist zu teuer!»

Falls du, lieber David, zu den weniger gutbetuchten Menschen in diesem Ländle gehörst, dann kann dir nur folgender Gedanke Trost spenden: In Giesskannen befindet sich – gemäss Erhebung deines Experten – meistens nur Wasser und wer nichts hat, zahlt auch keine Pauschalsteuer.

Dein Experte **yas**

Auch wenn es die Dozierenden zu Semesterbeginn kollektiv und repetitiv abstreiten – es gibt sie, die dummen Fragen! Unser ExpertInnenteam nimmt sich ihrer an: eloquent, sachkundig und auch durchaus verständnisvoll. Sende jetzt deine Frage an frage@studizyitig.ch und GEWINNE zwei Tickets für einen Eintritt in den Dachstock.

Beratungsstelle der Berner Hochschulen

Beratung / Coaching

Persönliche Beratungen zu Themen wie: Studiengestaltung (Studienplanung, Studienfachwechsel und Fächerkombination, Alternativen zum Studium, Koordination von Studium und Erwerbsarbeit, Studium und Familie, Studienfinanzierung), Arbeits- und Lerntechniken und Bewältigung von Prüfungen, Laufbahnplanung und Berufseinstieg, Konflikte in persönlichen und studienbezogenen Beziehungen, Schwierigkeiten, Krisen und persönliche Entwicklung.

Mailberatung für Studierende zu Informationsfragen und bei persönlichen Anliegen unter www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Unsere Angebote sind vertraulich und unentgeltlich. Telefonische oder persönliche Anmeldungen nimmt das Sekretariat entgegen.

Information

Infos, Tipps und Downloads zu Lern- und Studienkompetenzen, z.B. zum Lernen, zum wissenschaftlichen Schreiben, zum Referieren, zur Prüfungs- und Stressbewältigung, gegen das Aufschieben (Prokrastination). Wegweiser zur Studienfinanzierung. Hilfreiche Infos und Materialien zu verschiedenen Studienphasen: Studienbeginn, Übergang Bachelor-Master, Doktorat sowie zum Berufseinstieg: Kompetenzprofil, Berufsfelder, Stellensuche, Bewerbung, Vorstellungsgespräch. www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Zu studiumsbezogenen und zu psychologischen Themen (z.B. persönliche Entwicklung, Beziehungen, Depressionen, Ängste, Konflikte) finden Sie ausgewählte Fachliteratur in unserer **Bibliothek**.

Workshops

Wir leiten Workshops zu Themen wie: Lern- und Arbeitstechniken, Referatskompetenz, wissenschaftliches Schreiben, Prüfungssituation, Stressbewältigung, persönliche Entwicklung und Sozialkompetenz, Berufseinstieg, Laufbahnplanung, Mentoring (Programm auf unserer Website).

Beratungsstelle der Berner Hochschulen

Erlachstrasse 17, 3012 Bern

Tel. +41 31 635 24 35

E-Mail: beratungsstelle.bernerhochschulen@erz.be.ch

Website: www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

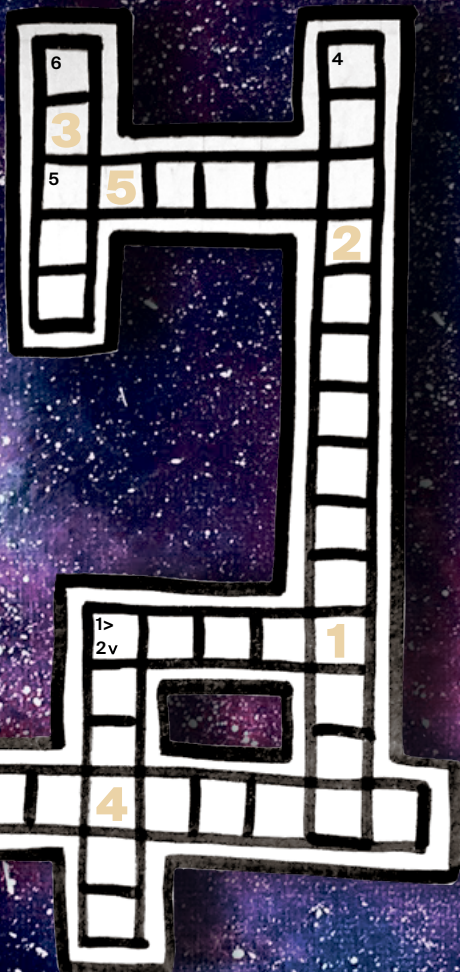
Montag bis Freitag 8.00 - 12.00 und 13.30 - 17.00 Uhr (Freitag bis 16.30 Uhr)

Die Bibliothek ist am Mittwochvormittag geschlossen.

Die Beratungsstelle ist auch während der Semesterferien geöffnet.

Das galaktisch gute Rätsel!

1. In Bulgarien verliebte Bärenschwester
2. Nordische Sängerin im Bärengraben
3. Izer'schwe Ister'me jubelte man in der Matte
4. Wo laut Matter das Dynamit zu liegen kommt
5. Von Troubadour in Nr. 4 geht's hoch hinaus
6. Künstlerische Leitung mit umgekehrt berücktigter Nordseite



rätsel: philipp aebi,
jonas hirschi; gestaltung: afa

Sende das Lösungswort bis am 1.6.2018 an raetsel@studizytig.ch. Zu gewinnen gibt es 1x2 Tickets für die Vorstellung am 13.6.2018 um 19:30 Uhr des Stücks «Next Generation» von Konzert Theater Bern. Viel Erfolg!



Hier noch Laura.

Impressum

Die *bärner studizytig* wird herausgegeben vom Studentischen Presseverein an der Universität Bern. Sie erscheint 4x jährlich mit einer Auflage von 11'216 Exemplaren.

Redaktion

Sophie Ashley (soa), Dominique Bitschnau (dob), Melchior Blum (meb), David Burgherr (dab), Sam von Dach (svd), Alice Fankhauser (afa), Luca Hubschmied (lh), Lucie Jakob (luj), Lisa Linder (lil), Sven Niederhäuser (svn), Fabio Peter (fpe), Noah Pilloud (nop), Karin Roethlisberger (kar), Rahel Schaad (ras), Yannic Schmezer (yas), Lukas Siegfried (lus), Levin Sommer (les), Mathias Streit (mas), Saare Yosief (say)

Externe

Design: Jacqueline Brügger, Paolo Riva
Bilder: Melchior Blum, Luca Hubschmied, Rahel Schaad, Levin Sommer, Sam von Dach, Saare Yosief
Layout: Alice Fankhauser
Rätsel: Philipp Aebi, Jonas Hirschi
Lektorat: Karla Koller
Webseite: Felix Brönnimann, Julian Morf, Lukas Bieri; dreigestalten

Werbung

inserate@studizytig.ch

Kontakt

bärner studizytig, 3000 Bern
info@studizytig.ch, www.studzzytig.ch

Druck

Mittelland Zeitungsdruck AG (AZ Print), Aarau
Redaktionsschluss *bärner studizytig* #13:
21.09.2018
Inserate-Annahmeschluss: 21.09.2018
Erscheinungsdatum (Versand): KW 39

Redaktion SUB-Seiten

Chiara Herold (he), Nils Wyssmann (wy)

Kontakt SUB

redaktion@sub.unibe.ch
Verantwortliche SUB-Vorstand:
Valentina Achermann,
valentina.achermann@sub.unibe.ch
Lektorat SUB-Seiten: Marco Wyss

Adressänderungen bitte melden an:

abo@studizytig.ch

Die *bärner studizytig* dient der Student-Innenschaft der Universität Bern (SUB) als Publikationsorgan für Informationen für ihre Mitglieder auf den SUB-Seiten. Für SUB-Mitglieder ist das Abo der *bärner studizytig* im SUB-Mitgliederbeitrag inbegriffen.

Du bist nicht SUB-Mitglied, möchtest aber die *bärner studizytig* trotzdem nach Hause geschickt bekommen? Kein Problem! Sende eine E-Mail mit deiner Adresse an abo@studizytig.ch. Die Daten werden selbstverständlich vertraulich behandelt und nicht weitergegeben.

Du möchtest die *bärner studizytig* nicht mehr im Briefkasten? Dann schlafe noch eine Nacht darüber. Wenn du sie dann wirklich nicht mehr willst, sende eine E-Mail an abo@studizytig.ch.

«Ein Stipendium kann die SUB nicht ersetzen»

Die SUB hat eine grosse Befragung der Studierenden an der Uni Bern durchgeführt. Nun sind die Resultate da. Wir haben beim Vorstand nachgefragt.

Noémie Lanz, Du hast dir den Bericht angeschaut. Was hat dich erstaunt?

Also zuerst einmal ist super, dass so viele Leute mitgemacht haben. 35% aller Studierenden der Uni Bern waren dabei. Mich haben mehrere Dinge erstaunt. Interessant ist, dass «SUB-KiStE» – das neue Netzwerk für Studierende mit Kind bereits sehr bekannt ist. 28% aller Studierenden mit Kind kennen das, obwohl es sehr neu ist. Dann war interessant, dass sich viele Studierende wünschen, dass sich die SUB vermehrt für die finanzielle Situation von Studierenden einsetzt. Gleichzeitig kennt jedoch nur eine Minderheit der Studis unseren Sozialfonds, der genau dafür zuständig wäre. Es gibt hier also Wünsche und Anliegen von Studierenden, für die sich die SUB eigentlich bereits engagiert – nur wissen dies nicht alle. Das heisst für uns, dass wir an unserer Sichtbarkeit arbeiten müssen.

Die Umfrage zeigt auch, mit welchen Bereichen die Studierenden an der Uni Bern weniger zufrieden sind. Wo seht ihr besonderen Handlungsbedarf?

Da gab es Verschiedenes. Eine Mehrheit aller Studierenden wünscht sich mehr günstigen Wohnraum. Die SUB möchte hier noch aktiver werden. Wir werden uns in Zusammenarbeit mit der Baugenossenschaft Aare an der Ausschreibung im Viererfeld in Bern beteiligen. Dort soll günstiger Wohnraum in Form von WGs entstehen. Ein weiterer Punkt ist die Mehrsprachigkeit, die gewünscht wurde: Wir werden in Zukunft auch auf Englisch kommunizieren, zumindest was die Website und das Campus-Mail betrifft. Dann wünschen sich z.B. Studierende mit Kind mehr Podcasts, weil die Vereinbarkeit von Studium und Familie oder Studium und Arbeit nicht immer einfach ist. Auch da ist bei der SUB ein Projekt am Start. Und schliesslich ist da die Sache mit den fehlenden Mikrowellen und Steckdosen. Hier werden wir selbst mehr Mikrowellen organisieren und versuchen, in den Kommissionen, wo wir Einsitz haben, Einfluss zu nehmen.

Gibt es auch Anliegen, denen die SUB nicht gerecht werden kann?

Ja, da wären wir wieder bei der finanziellen Unterstützung für Studierende. Der Sozialfonds der SUB unterstützt zwar bei finanziellen Notlagen. Ein Stipendium kann er aber nicht ersetzen. Das sind Dinge, die man kantonal und national angehen muss.



Noémie Lanz ist neu gewähltes Vorstandsmitglied mit den Ressorts Kantonale und Universitäre Hochschulpolitik.

Genau für solche Dinge hat die SUB doch ein politisches Mandat?

So ist es! Deshalb bringen wir uns bei diesen Themen auch aktiv in die Politik ein, zum Beispiel mit der Stipendieninitiative und diversen Aktionen gegen Bildungsabbau. Dabei sind wir aber auch von den Mehrheiten im Parlament abhängig. Es gelingt uns nicht immer, diese Mehrheit zu gewinnen. Aber zum Beispiel wurden Vorschläge, Studiengänge zu schliessen, nach unserer Intervention wieder verworfen. **text: wy**

Agenda

Frauen* in die Wissenschaft!

In der Wissenschaft sind Frauen* nach wie vor stark untervertreten. Womentoring, das interdisziplinäre Mentoringprogramm von und für Studentinnen* an der Uni Bern will dies ändern. Im Herbst 2018 startet das Programm in die 9. Runde. Du bist Studentin* auf Masterstufe und überlegst dir, eine wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen? Dann nix wie los an den Infoanlass!

Infoanlass Womentoring, Mittwoch, 16. Mai, 18.15–19.15 Uhr im Hauptgebäude, Raum 115. Weitere Infos: sub.unibe.ch/de/Beratung/Womentoring

Sichere dir jetzt auf www.sub.unibe.ch Gratis-Eintritte für Veranstaltungen wie:

Nono and the Sinking Ship
im Café Kairo am 10.05.

Cut Delivery
im ISC Club am 12.05.

Strictly goes
im Bierhübeli am 26.05.

Ättis Jazzband
in der Mahogany Hall am 31.05.

Gemeinsam gegen Rassismus

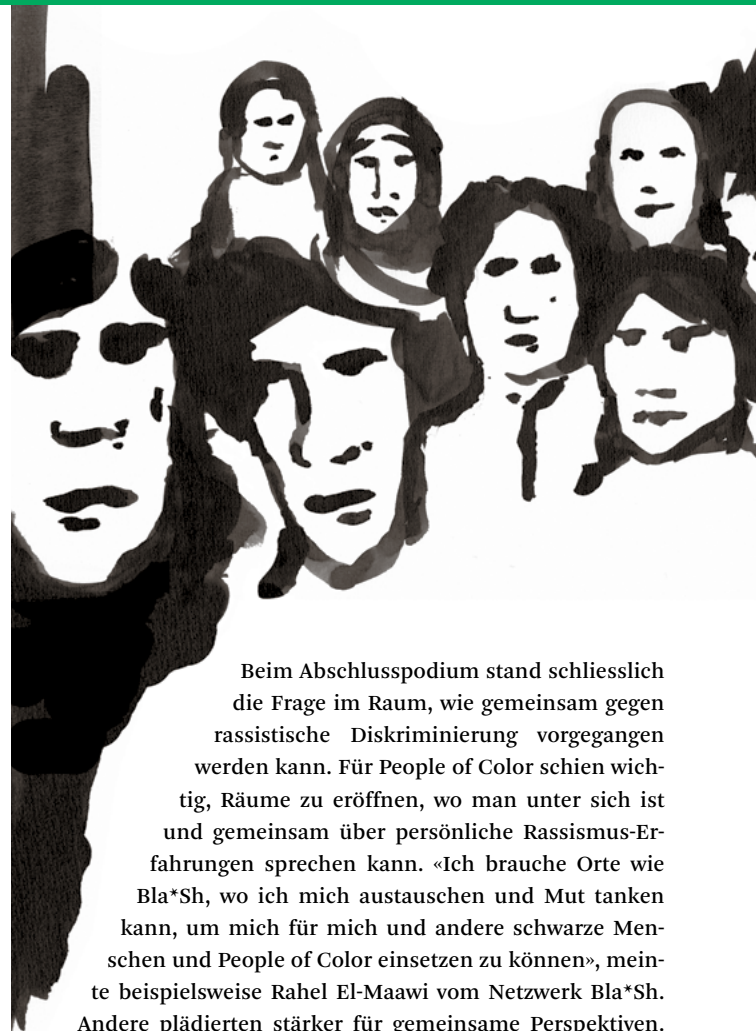
Ende März wurde an einem Symposium an der UniS über Rassismus an Hochschulen diskutiert. Der Abend zeigte: Das Thema geht uns alle an. Und es ist höchste Zeit, darüber zu sprechen.

Ein bisschen Mut brauchte er schon, dieser Freitagabend an der UniS, der mit den Worten «Die Uni Bern hat einen blinden Fleck» eröffnet wurde. Natürlich, vielen der Anwesenden war diese Einsicht keineswegs neu. Neu war, dass das Thema von halbwegs offizieller Seite überhaupt thematisiert wurde.

Entsprechend gespannt war man bei der Organisatorin SUB auf den Anlass. Bereits im Vorfeld ploppte es Hass-Mails. Was der SUB eigentlich einfallen sollte, nur Frauen aufs Podium einzuladen. Dass es «rassistisch» sei, einen separaten Empowerment-Workshop für People of Color* durchzuführen. Und dann standen da noch beleidigende Dinge, die wir hier nicht nennen möchten.

Den Anfang machte die Neurowissenschaftlerin Emily Ngubia Kessé von der Humboldt Universität Berlin. In ihrem Buch «eingeschrieben. Zeichen setzen gegen Rassismus an deutschen Hochschulen», dokumentierte sie eindrücklich, inwiefern Rassismus bis heute zum Alltag an deutschen Hochschulen gehört. Beispielsweise zeige er sich, wenn People of Color ständig gefragt werden, woher sie kommen. Oder, wenn ihnen aufgrund ihres Aussehens oder ihrer Herkunft weniger zugetraut wird als ihren *weissen* Mitstudierenden. Im Einführungsreferat machte Kessé deutlich, dass es beim Rassismus nicht nur um bewusste Vorurteile oder Beleidigungen geht. Rassismus hat ebenso eine strukturelle Dimension, die ungleiche Machtverteilungen mit sich bringt. An der Uni äussere sich dies beispielsweise im Anstellungsverfahren: People of Color würden hier gegenüber *weissen* Mitarbeitenden benachteiligt. Zum Beispiel, wenn eine Anstellung Deutsch als Muttersprache voraussetzt, obwohl dies für die Tätigkeit nicht zwingend nötig wäre. Oder, wenn aufgrund komplexer Einreiseregulungen Menschen monatelang um ein Visum kämpfen müssen. Auch ihr eigenes Einreiseverfahren von Kenia nach Deutschland stellte für die Referentin ein grosses Hindernis dar: «Ich brauchte neun Monate, um ein Visum für Deutschland zu kriegen. Unter anderem musste ich dafür mehrere Referenzschreiben von Profs einholen. Solche Probleme stellen sich anderen nicht.»

Deutlich wurde an diesem Abend auch, wie vielfältig Rassismus an Hochschulen ist. Podiumsteilnehmerin Zamzam Abdulcadir warf die Frage nach institutionellem Rassismus auf: «Wer hat Zugang zu bestimmten Räumen? Und wer wird davon ausgeschlossen? Wenn wir Diskriminierungen verstehen wollen, müssen wir uns diese Frage immer wieder stellen.» Allerdings müsse man nicht nur danach fragen, wer Zugang zu universitärem Wissen habe, ergänzte jemand aus der Runde. Ebenso wichtig sei die Frage, welche Autor*innen gelesen und zitiert werden: «Wenn Werke von schwarzen Wissenschaftlerinnen im Einführungsstudium gänzlich fehlen, dann wird verschwiegen, welchen Beitrag diese Leute zum heutigen Wissen beigetragen haben. Solche Dinge prägen unser Bewusstsein und unseren Blick auf die Welt.»



Beim Abschlusspodium stand schliesslich die Frage im Raum, wie gemeinsam gegen rassistische Diskriminierung vorgegangen werden kann. Für People of Color schien wichtig, Räume zu eröffnen, wo man unter sich ist und gemeinsam über persönliche Rassismus-Erfahrungen sprechen kann. «Ich brauche Orte wie Bla*Sh, wo ich mich austauschen und Mut tanken kann, um mich für mich und andere schwarze Menschen und People of Color einsetzen zu können», meinte beispielsweise Rahel El-Maawi vom Netzwerk Bla*Sh. Andere plädierten stärker für gemeinsame Perspektiven. Denn Rassismus sei nicht einfach das Problem von People of Color: «Rassismus ist ein gesamtgesellschaftliches Problem. Wir sind alle davon betroffen, *weisse* ebenso wie nicht-*weisse* und wir müssen das gemeinsam lösen», erklärte Bla*Sh-Aktivistin Sarah Owens. Voraussetzung für eine gelungene Zusammenarbeit sei allerdings, dass sich auch *weisse* Personen inhaltlich mit dem Problem befassen. «Informiert euch! Nutzt eure Privilegien!», forderte Emily Ngubia Kessé gegen Ende des Podiums.

An Handlungsvorschlägen mangelte es nicht: Von der Einrichtung einer Antidiskriminierungsstelle über eine Quotenregelung für People of Color bis hin zur Gründung eines Instituts für Critical Race Studies wurde an diesem Abend alles diskutiert. Umgehend gegründet wurde immerhin eine Diskussions- und Lesegruppe, die sich auch in Zukunft mit Critical-Whiteness-Themen befassen will. Denn Rassismus lässt sich nur bekämpfen, wenn man hinschaut. Und ihn nicht länger ignoriert. **text: wy**

** Person of Color (PoC) ist eine selbstgewählte Bezeichnung von verschiedensten Menschen, die gegenüber der weissen Dominanzgesellschaft als nicht-weiss gelten und wegen ethnischer bzw. rassistischer Zuschreibungen vielfältigen Formen des Rassismus ausgesetzt sind. Demgegenüber bezeichnet weiss eine privilegierte Position innerhalb eines rassistischen Systems.*

Die Critical Whiteness-Lesegruppe trifft sich wieder am Mittwoch, 30. Mai um 19.30 Uhr im Lehrerzimmer (PROGR). Interessierte sind herzlich willkommen.

Einwegbecher im Gegenwind

In den letzten Jahren hat sich der Einweg-Kaffeebecher hartnäckig in unserem Alltag festgesetzt. Doch wie werden wir ihn jetzt wieder los? Auf dem Campus sucht man nach Lösungen.

Sandra trinkt. Den ersten zuhause. Den zweiten zum Znüni. Einen weiteren nach dem Zmittag, manchmal auch zwei.

Sandra, das ist meine 26-jährige Kollegin. Sie studiert Politikwissenschaft. Und sie hat ein Problem. Mit ihrem Kaffee. Genauer: mit dem Drumrum. «Am schwierigsten ist es an der Uni», sagt sie: «Da gibt es den Kaffee fast immer im Pappbecher. Richtige Tassen geben sie nur morgens raus, später nicht mehr.» Am liebsten möchte Sandra ihren Kaffee immer aus dem Tasli trinken, denn Sandra weiss: Das ist ökologischer – und schmeckt erst noch feiner.

Tägliche Becherschlange von Basel bis Wien

Acht Millionen. So viele Einwegbecher werden in der Schweiz gemäss einer Hochrechnung täglich verbraucht. Würde man sie aneinanderreihen, käme man jeden Tag auf eine Becherschlange von 820 Kilometer. Das ist die Distanz von Basel bis Wien.

Das Geschäft mit Einweg-Kaffeebechern boomt weltweit. Der Coffee-to-go ist *das* Accessoire des flexiblen Grossstadtmenschen der Spätmoderne. Der Becher signalisiert: Ich habe es eilig, ich bin wichtig – und ich muss jetzt, sofort, produktiv sein.

Dabei ist der Einwegbecher eine relativ neue Erscheinung. In den USA begann 7-Eleven 1964 als erste grössere Kette, Kaffee in Styropor-Bechern zu ver-

kaufen. In den 80-ern erfand Starbucks den Plastikdeckel. In die Schweiz gelangte der Trend erst Mitte der 90er-Jahre. Und mit ihm das Abfallproblem: Weil die meisten Einwegbecher mit Kunststoff beschichtet sind, können sie nicht recycelt werden.

Wie viel besser Mehrwegbecher gegenüber Einwegbechern abschneiden, hängt vom Gebrauch ab. Betrachtet man nur die Herstellung und den Transport, kommen Einwegbecher um ein Vielfaches besser weg. Entscheidend ist die Gebrauchsdauer sowie die Frage, wie wasserarm die Mehrwegtassen gespült werden. In einer fast hundertseitigen Arbeit zur «Einwegbecher-Problematik an der Universität Bern» kommt eine Gruppe Studierender des Fachs Nachhaltige Entwicklung zum Schluss, «dass Mehrwegbecher bei einer sachgerechten Verwendung dem Einwegbecher in der Ökobilanz deutlich überlegen sind, Ressourcen schonen, geringere Klimabelastungen aufweisen und weniger Abfall produzieren.» Andere Schätzungen gehen davon aus, dass Mehrwegbecher bereits nach dem zehnten Gebrauch umweltfreundlicher sind als Einwegbecher.

Studierende gegen Müllberg

Meine Bekannte, Sandra, ist mit ihrer Sorge übrigens nicht allein. Auch Yasemin, Carina und Rivka von «BENE», dem Verein für nachhaltige Entwicklung an der Uni Bern, sind unzufrieden: «Uns nervt die Wegwerf-Kultur», erklären sie:

«Monatlich geben die Mensen an der Uni Bern 40'000 Pappbecher raus – obwohl der Kaffee häufig im Gebäude selbst konsumiert wird, also nicht wirklich *to-go* ist.»

Um auf das Problem hinzuweisen, haben einige BENE-Mitglieder anfangs Frühling einen grossen Baum aus braunen Cafeteria-Bechern gebastelt und ihn im Eingangsbereich des vonRoll-Gebäudes aufgestellt. An den Baum hängten

An der EPFL wird das Mehrwegsystem flächendeckend eingeführt und Tests mit Kaffeesystemen gemacht.

sie Äpfel aus Papier. Darauf schrieben sie Dinge wie: «32 Mio. Bäume werden pro Jahr gefällt für Pappbecher-Produktion.»

Mit ihrer Aktion wollten die Mitglieder von BENE für das Problem sensibilisieren: «Von Seiten der Mensa heisst es immer, das Problem müsse von unten angegangen werden, also von uns Studis

selbst. Wir sollen ein Bewusstsein bei den Leuten schaffen. Dann sinke die Nachfrage nach Einwegbechern.» Einen Teilerfolg habe BENE bereits verbuchen können. In den Mensen der Uni Bern gibt es neu Stempelkarten: Wer seinen Kaffee aus einem mitgebrachten Mehrwegbecher trinkt, kriegt jeden 11. Kaffee gratis.

Trotzdem trinken Berner Studierende mehr als die Hälfte ihres Kaffees aus Einwegbechern. Das liegt unter anderem daran, dass in den Cafeterien an der Uni Bern oft standardmässig Einwegbecher herausgegeben werden sowie am Umstand, dass bei Selbstbedienungsautomaten nicht immer Keramiktassen bereitstehen.

Die ZFV-Unternehmungen, die Betreiber der Mensen und Cafeterien an der Uni Bern, begründen diese Praxis mit dem Verhalten der Kund*innen: Die Nachfrage nach Takeaway-Angeboten sei sowohl im Getränke- als auch im Essensbereich zunehmend. Man versuche diesem Bedürfnis nachzukommen und biete deshalb Pappbecher und Einweggeschirr an. Bei Engpässen von Porzellantassen werde ohne zu fragen in Pappbechern serviert. Leider komme es immer wieder vor, dass Tassen nicht zurückgegeben werden oder längere Zeit in Büros rumstehen. Deshalb komme es phasenweise zu Engpässen. Hinzu komme Diebstahl: Zum Beispiel beim Besteck würden jährlich rund 20% nicht mehr retourniert.

Ausserdem engagierten sich die ZFV-Unternehmungen allgemein stark für Nachhaltigkeit, zum Beispiel in den Bereichen Food-Waste und Regionalität. An der Uni Bern beispielsweise mit dem Nachhaltigkeitskalender, der sich monatlich einem Thema im Bereich der Nachhaltigkeit widmet – gerade im April wurde der Kaffee-Konsum thematisiert.

Tatsächlich berücksichtigen die ZFV-Unternehmungen beim Einkauf ihrer Einwegbecher auch ökologische Aspekte. Anders als in der herkömmlichen Version sind die braunen «Momento»-Becher nämlich nicht mit Plastik beschichtet, sondern mit Polymilchsäure, einem nach-



Der Becher des Anstosses: Obwohl kompostierbar, empfiehlt die Mensa-Betreiber ZFV, den «Momento»-Einwegbecher im normalen Abfall zu entsorgen. bild: nils wyssmann

wachsenden Rohstoff. Eigentlich könnten die Becher deshalb samt Deckel kompostiert werden. Nur stehen leider keine Kübel für das Recycling bereit. Die ZFV-Unternehmungen empfehlen auf Anfrage, den Becher im normalen Abfall zu entsorgen.

Kommt bald ein Mehrweg-System?

Einen anderen Weg geht die ETH Lausanne (EPFL). Dort läuft seit letztem Herbst ein Pilotprojekt mit Mehrweggeschirr: Für zehn Franken Depot erhält man an allen Essensständen ein wiederverwendbares Mehrwegbehältnis, genannt «reBOX». Wird sie nicht mehr gebraucht, nimmt sie die Verkaufsstelle zurück und händigt das Depot aus. Danach kommt die Box zurück in den Kreislauf. Zwar kommt es auch an der EPFL vor, dass die «reBOX» im Büro liegen bleibt. Es sei sogar vorgekommen, dass sich die liegengelassene Box nach einer gewissen Zeit gemeldet hätte – und zwar mit einem lauten Knall. Gärprozesse im Innern hätten der Box eines Büronachbarn den Deckel abgejagt, berichtet mir ein EPFL-Student. Abgesehen von solchen Zwischenfällen sei man mit dem Pilotprojekt jedoch sehr zufrieden. Ab September werde an die Uni Genf expandiert und auch in Basel und Zürich hätten die Uni-Mensen die «reBOX» bereits im An-

gebot. Und an der EPFL werde das Mehrwegsystem flächendeckend eingeführt und Tests mit Kaffeesystemen gemacht.

Wäre ein ähnliches System auch für die Uni Bern denkbar? Geplant sei nichts, heisst es von Patrick Seiler, dem Betriebsleiter der Mensen an der Uni Bern. Die Entwicklung des Systems werde jedoch weiter beobachtet und regelmässig auf die Machbarkeit geprüft. Man darf gespannt sein: Die Firma «reCIRCLE», welche die Mehrwegsysteme um die «reBOX» anbietet, hat nämlich auch den «reCUP» für Heissgetränke im Angebot. Und in Bern, wo die kleine Firma ihren Sitz hat, machen bereits rund dreissig Takeaway-Geschäfte beim «reBOX»-Projekt mit, unter anderem auch die Migros-Take-Away. «Wir wären ab heute bereit, ein solches Projekt gemeinsam mit dem ZFV in Angriff zu nehmen», meint Jeannette Morath, die Geschäftsleiterin von «reCIRCLE» auf Anfrage.

Dass damit die Nachhaltigkeits-Problematik nicht gelöst ist, das wissen auch Yasemin, Carina und Rivka: «Das Ressourcenintensivste am ganzen Produkt ist ja eigentlich der Kaffee», sagt mir Yasemin zum Schluss. «Aber das kann man den Leuten ja schlecht sagen.» **text: nils wyssmann**

Vom Hörsaal auf die Strasse

«Bildungsaufstand» in der Schweiz, besetzte Unis in Frankreich, Studierendenstreik in Rumänien: Gleich in mehreren Ländern protestieren Studierende gegen Bildungsabbau und Selektion. Weshalb?

Die französische Regierung hatte ihre Reform bereits durchs Parlament gebracht, als die Proteste einsetzten. Es begann Mitte Februar, zuerst in Nantes, später in Toulouse, Bordeaux, Rennes, Paris. Studierende bestreikten Vorlesungen, gingen auf die Strasse. Dann versammelten sie sich an der Uni, diskutierten, kochten, übernachteten in Hörsälen. Zeitweise waren in ganz Frankreich knapp 20 Universitäten «blockiert»: Statt dem regulären Unterricht finden in einzelnen Universitätsräumen Vollversammlungen mit teilweise über tausend Studierenden statt. Daneben gibt's selbstorganisierte Seminare, Diskussionsrunden und gemeinsame Abendessen.

Der Protest richtet sich gegen eine umstrittene Hochschulreform (genannt «ORE»), die ein neues Zulassungsverfahren zum Studium vorsieht. Mit der Reform soll der Zugang zur Universität zum ersten Mal Bedingungen unterworfen werden. Zwar gibt es in Frankreich einen harten Wettbewerb um die Plätze an Elitehochschulen, für andere Unis genügte bisher die Matura. Bei zu grossem Andrang entschied das Los darüber, wer wo studiert.

Nun sollen alle ein Bewerbungsdossier einreichen, das einzeln geprüft wird. Gegner*innen kritisieren, dass das Gesetz die Chancengleichheit untergrabe und soziale Ungleichheiten verstärke. Zu befürchten sei eine «doppelte Schliessung» der Hochschulbildung, meinte beispielsweise die Soziologin Sophie Orange in der französischen Zeit-

schrift «Politis». Einerseits erhöhe das Gesetz die Zugangshürden, was zu einer weiteren Homogenisierung der Studierendenschaft führen könne. Andererseits führe das Gesetz zu einer verstärkten Orientierung der Studienwahl an den Bedürfnissen des Arbeitsmarkts. Und schliesslich sei die Prüfung der Dossiers mit einer kaum zu bewältigenden Arbeitslast für Dozierende verbunden – oder mit Willkür.

Die Regierung sieht das anders. Sie argumentiert, dass das Gesetz den einzelnen Universitäten erlaube, eine «bessere» Zuteilung vorzunehmen: «Das Ziel ist es, die Quote von 60% der Schüler zu senken, die bereits im ersten Studienjahr ihr Studium abbrechen», meinte etwa die Bildungsministerin Frédérique Vidal in einem Interview mit «Ouest France». Das Gesetz führe nicht zu mehr Selektion, sondern zu einer «angemesseneren» Verteilung der Studierenden auf die verfügbaren Studienplätze.

Breite Allianzen in der Schweiz

Nicht nur in Frankreich, auch in der Schweiz kam es diesen Frühling zu Protesten. Unter dem Motto «Bildungsaufstand» demonstrierten im März schweizweit Studierende, Schüler*innen und Lernende gegen Bildungsabbau und für unabhängige Bildungsinstitutionen. Geboren wurde die Bewegung vergangenen November an der «Langen Nacht der Kritik» in Basel, an einem Vernetzungstreffen gegen Studiengebührenerhöhungen. Insbesondere Leute aus Bern, Basel, Zü-

rich und Freiburg nahmen daran teil, aus den Städten also, in denen Gebührenerhöhungen angekündigt waren.

Später schlossen sich weitere Gruppen dem Protest an, auch aus dem Tessin und der Romandie. Damit verbreiterte sich der politische Fokus zusehends von den Studiengebühren hin zu Bildungsabbau und Ökonomisierung im Allgemeinen. Entstanden ist das dreisprachige Bündnis Aktion_Bildung, das sich aus elf bildungspolitischen Organisationen zusammensetzt und auch nach den Protesten diesen Frühling fortbestehen will.

In Bern begann die Aktionswoche im März unter dem Motto «Bildung ist kostbar». Schüler*innen der Gymnasien Neufeld und Kirchenfeld führten eine «fiktive Sparübung» durch. Am Montagmorgen stellten sie goldene Tore vor den Eingängen ihrer Schulhäuser auf. Sie trugen Anzug und Krawatte – und verlangten von ihren Mitschüler*innen Semestergebühren. Mit der Aktion wiesen sie darauf hin, dass finanzielle Zugangshürden in Zukunft auch sie treffen könnten. Sie schrieben: «Wir haben selber miterlebt, wie unsere Freifächer verschwanden, Klassengrössen sich fast verdoppelt haben und musische Fächer abgebaut wurden.» Diesmal seien sie verschont geblieben – umso wichtiger sei es, sich mit den Betroffenen zu solidarisieren. Wenig begeistert zeigte sich dagegen der Rektor des Gymnasiums Kirchenfeld. Trotz Medienpräsenz verbot er die Aktion nach kurzer Zeit. Denn die Schüler*innen hatten keine Bewilligung eingeholt.



«Bildung statt Bonzen»: Ende März protestierten rund 1300 Personen aus der ganzen Schweiz für eine starke und unabhängige Bildung. bild: manu friedrich

Auch in anderen Städten tat sich was. In Basel und Zürich gab es ein Protest-Zmittag, in Luzern eine Aktion vor dem Regierungsgebäude. In Lausanne wurden die Rektorate von Uni und EPFL kurzzeitig besetzt. Im Verlaufe der Woche folgten Podiumsdiskussionen, Kundgebungen und Aktionen in Freiburg, Genf, Bellinzona, Liestal und Basel.

Am Samstag traf man sich schliesslich in Bern zur gemeinsamen Demonstration. Sichtbar wurde an diesem Nachmittag die Vielfalt der Menschen, die von den gegenwärtigen Umstrukturierungen im Bildungsbereich betroffen sind. Da waren beispielsweise die Neuenburger*innen, die sich für den Erhalt ihrer Musikhochschule einsetzen. Da waren die Tessiner*innen, die gegen die Kürzung ihrer Stipendien protestierten. Und da war eine Gruppe von Geflüchteten, deren Vertreter seine Situation eindrucksvoll schilderte: «Wenn eine asylsuchende Person auf ihren Entscheid wartet, dann kann das ein Jahr oder zwei Jahre oder mehr dauern und die Möglichkeiten für Bildung sind gleich null.» Nicht alle Asylsuchenden hätten das Glück, eine Schule zu besuchen. Ob im Asylzentrum Deutschkurse angeboten werden, sei weitgehend von Freiwilligen abhängig.

Die unternehmerische Universität

Es scheint fast, als bringe dieser Frühling einen Hauch von 1968 zurück an die Hochschulen Europas. Denn nicht nur in Frankreich und der Schweiz, auch in Rumänien gehen Studierende gegenwärtig auf die Strasse, um gegen Stipendienkürzungen zu protestieren. In Grossbritannien streikten im März Dozierende während mehreren Tagen, weil ihnen Rentenkürzungen drohen. Ob dies Zufall ist, darüber lässt sich streiten. Sicher ist, dass die Proteste von einem europäischen Hochschulraum zeugen, der sich zurzeit stark verändert.

Er beobachte gegenwärtig eine marktwirtschaftliche Neuausrichtung der europäischen Hochschulbildung, meint der Basler Soziologe Peter Streckeisen auf Anfrage. «Universitäten verstehen sich zunehmend als Unternehmen, die zueinander in Konkurrenz um «gute» Studierende, Drittmittel oder Rankingplätze stehen», sagt der Soziologe. Er beschreibt diesen Prozess als «Managerialisierung» oder «Ökonomisierung» der Bildung. Momentan gehe es eigentlich nicht darum, die Studierendenzahlen zu senken und damit die Bildungsexpansion rückgängig zu machen – obwohl Zugangshürden wie Studiengebühren diesen Effekt haben könnten:

«Die EU-Kommission sagt: Wir brauchen mehr Studierende. Aber wir brauchen die richtigen, diejenigen mit den nützlichen Kompetenzen.» Gut ausgebildete Fachkräfte seien für europäische Volkswirtschaften ein zentraler Wettbewerbsfaktor. Deshalb würde auch weiterhin staatlich in Bildung investiert. Eine eigentliche Privatisierung des öffentlichen Bildungswesens, wie er dies in den 90er-Jahren befürchtet habe, sei nur in einer sehr geringen Masse geschehen, beispielsweise mit der Zunahme von gesponserten Lehrstühlen.

Weitaus gravierender als Privatisierungen im engeren Sinne ist für Peter Streckeisen also die Ökonomisierung der öffentlichen Bildungseinrichtungen – und die ist auch für Studierende spürbar. Massenstudiengänge, die auf Effizienz getrimmt werden, Dozierende, die vor lauter Drittmittelerwerb und Projekt-Management kaum mehr Zeit für die Lehre haben, aber auch die stückweise Ausrichtung von Lehrinhalten nach den Wünschen der Privatwirtschaft: Das sind Dinge, die uns auch in Zukunft beschäftigen werden. Wie genau, darauf darf man gespannt sein. Spätestens seit diesem Frühling ist die Politik allerdings gewarnt: Ohne Nebengeräusche werden solche Veränderungen vermutlich nicht gelingen. **text: nils wyssmann**

Jetzt
Konto eröffnen
und Rucksack
abholen.



wo mehr geld bleibt fürs wesentliche.

Gratis Young Plus Konto für Jugendliche bis 23 Jahre
und Studierende bis 35 Jahre.

Valiant Bank AG, Bundesplatz 4,
3001 Bern, Telefon 031 320 91 11

wir sind einfach bank.

valiant



EHB

EIDGENÖSSISCHES
HOCHSCHULINSTITUT FÜR
BERUFSBILDUNG

Schweizer Exzellenz in Berufsbildung



MASTER OF SCIENCE IN BERUFSBILDUNG

- wissenschaftsbasiert und praxisorientiert
- interdisziplinär: Ökonomie, Psychologie, Soziologie und Erziehungswissenschaften
- mehrsprachig (d/f/e)
- 120 ECTS, 6 Semester (Teilzeitstudium)

Beratung und Anmeldung:
+41 58 458 27 38, msc@ehb.swiss

www.ehb.swiss/MSc, www.iffp.swiss/MSc, www.iuffp.swiss/MSc

